

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Band: 144 (1966)

Artikel: Baselbieter Bau- und Siedlungsgeschichte : von den Anfängen bis zur Reformation
Autor: Müller, C.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006906>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EM 47

144

NACH MUSTER

C. A. Müller



Baselbieter Bau- und Siedlungsgeschichte

von den Anfängen bis zur Reformation

C. A. Müller / Baselbieter Bau- und Siedlungsgeschichte



Baselbieter Bau- und Siedlungsgeschichte

von den Anfängen bis zur Reformation

von Dr. phil. h. c. C. A. Müller

mit 7 Federzeichnungen des Verfassers
und 12 Kunstdrucktafeln

144. Neujahrsblatt

Herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung
des Guten und Gemeinnützigen



EM 47

In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn, Basel 1966

* 65, 10 12

KATALOG

Baselbieter Bau- und Siedlungsgeschichte

von Dr. phil. h. c. A. Müller

mit 7 Farbtafeln und 12
Kupferstichen

Verlag von Helbing & Lichtenhahn, Basel



© Copyright 1966 by Helbing & Lichtenhahn, Verlag, Basel

Druck: Boehm & Co., Basel

Clichés: Cliché Steiner & Co., Basel

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
I. Frühzeit. Spuren ersten Bauens	9
II. Der Einbruch der Alemannen und Franken	11
Christianisierung und Kirchengründungen	14
Die ältesten Gotteshäuser	18
III. Frühe Adelsgeschlechter und ihre Burgen	23
IV. Die Grafen von Froburg und das Kloster Schöntal	28
V. Burgen und Adel zur Zeit der Zähringer und Staufer	31
VI. Städtegründungen	34
Gelterkinden	34
Waldenburg	36
Liestal	39
Kleinere Burgen	42
Münchenstein	44
VII. Die Dörfer des Baselbiets	46
Die Bedeutung des Wassers für die Siedlung	46
Im Birsigtal	47
Im Birstal	49
Im Rheintal	50
Im untern Ergolzthal	52
Im hintern Frenketal	53
Im vordern Frenketal	56
Im Diegtertal	58
Im mittleren Ergolzthal	60
Im Homburgertal	61
Zwischen Wisenberg und Schafmatt	64
Im obern Ergolzthal	66
An der Straße nach Rheinfelden	67

VIII. Gotische Bauzeit im 14. und 15. Jahrhundert	69
Die Erneuerung der Burgen	71
Neue oder erweiterte Gotteshäuser	75
In Basels Umgebung	76
Im Tal der hintern Frenke	81
Im Tal der vordern Frenke	84
Im Ergolz- und Diegtertal	85
Im Homburger- und Eibachtal	88
Im obern Ergolztal	92
Im Magdener Tal	96
Verzeichnis der Tafeln	100

Vorwort

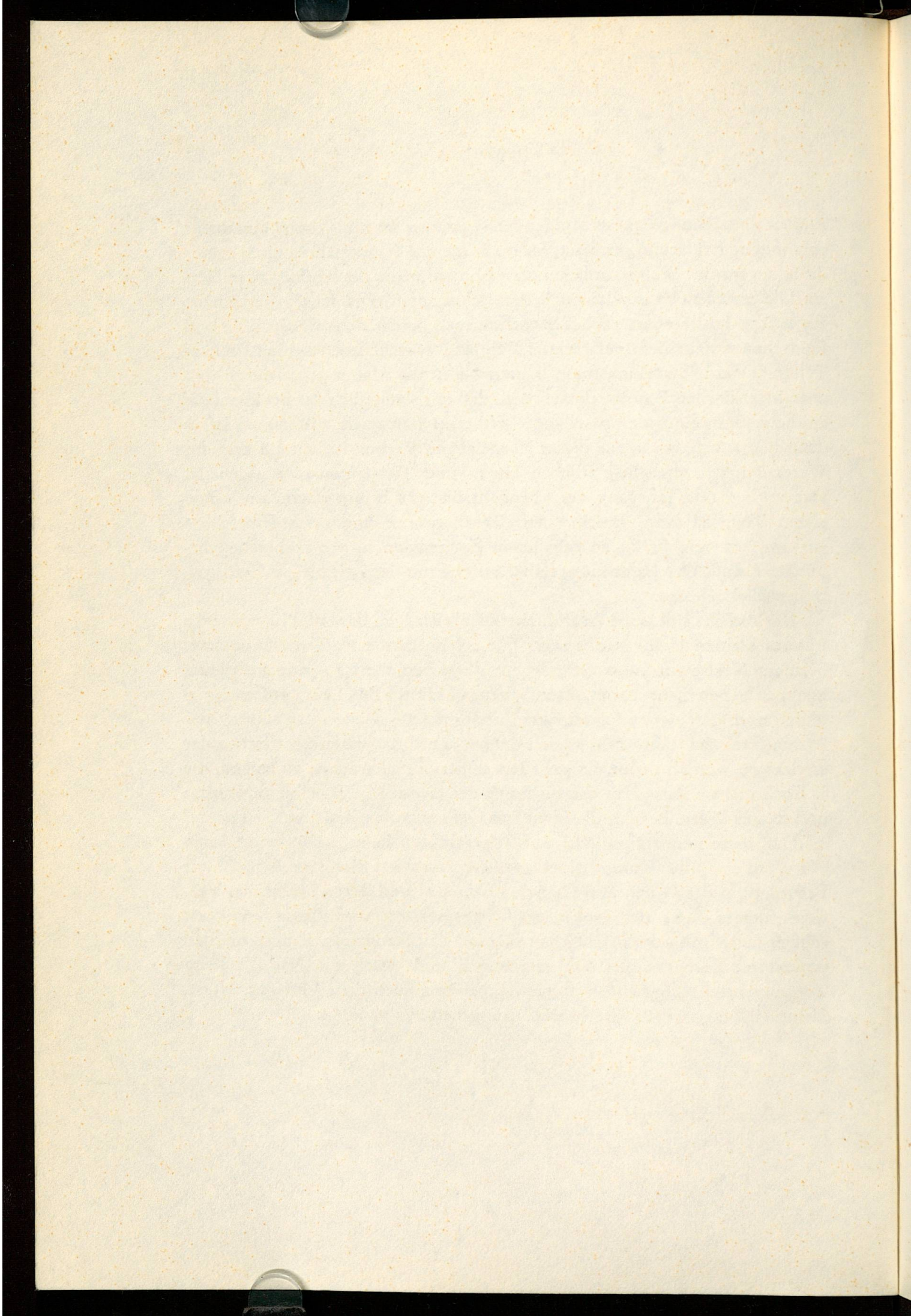
Zur Entstehung des nachfolgenden Aufsatzes sei mir vorerst eine mehr persönliche Erklärung gestattet. Schon in meinen Kinderjahren taten es mir die in der großen Welt so unbekannten Baudenkmäler des schönen Baselbiets an. Die ersten noch erhaltenen Federzeichnungen jener Jahre, die beinahe ein halbes Jahrhundert zurückreichen, zeigen bescheidene Bauernhöfe und Feldscheunen aus dem versteckten Bergland zwischen den beiden Frenketälern. Offenbar wirkten diese Bauten bis in die Mannesjahre durch ihre charakteristischen Formen derart nach, daß mir schließlich das Schicksal die amtliche Betreuung der basellandschaftlichen Bauwerke zuhielt. So ist es denn begreiflich, wenn aus dieser lebenslangen Verbundenheit ein Bild des Werdegangs unserer heimatlichen Hoch- und Tiefbauten entstanden ist. Der vorliegende Jahrgang der «Neujahrsblätter» bringt davon nur einen ersten Teil, da beim Beschreiben der Bauwerke und ihres Entstehens auskam, wie reichhaltig an erhaltenen Zeugen bereits die früheren Jahrhunderte sind. Der Leser möge daher vorerst mit der Zeit bis zur Reformation vorliebnehmen.

Der Aufsatz soll keine Aufzählung aller wichtigen Bau- und Kunstwerke unseres kleinen Halbkantons sein. Für solche Bände werden sich andere, berufene Kräfte auf kunsthistorischem Wege bemühen. Es ging auf diesen knappen Seiten mehr darum, festzuhalten, was durch den Lauf der Geschichte lieb und wert geworden ist, was durch die stürmische Entwicklung der letzten fünfzehn Jahre in den sich dehnenden Ortschaften verwischt oder erstickt zu werden droht. Es geht ferner darum, allen jenen zu zeigen, die es noch nicht wissen, daß das Bisherige das eigentliche Baselbiet ausmacht und daß es Werte besitzt, die nicht mit Geld aufzuwiegen sind.

Daß diese heimatkundliche Arbeit erscheinen kann, ist in erster Linie das Verdienst der Kommission zum Neujahrsblatt der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen. Ihre Herren haben den Verfasser, der es durch den Tod seiner Lebensgefährtin und eigene Krankheit schwer hatte, mit seiner Arbeit zur rechten Zeit fertigzuwerden, freundlich unterstützt durch allerlei Verbesserungen und durch die Mithilfe beim Zusammenstellen der Illustrationen. Ihnen wie auch dem Verleger, Herrn Heinz Helbing, sei für ihre Mühewaltung herzlich gedankt.

C. A. Müller

Am Allerseelentag 1965



I. Frühzeit. Spuren ersten Bauens

Die Siedlungsgeschichte jeder Landschaft beginnt sehr frühe. Ihr Anfang liegt in jener grauen Vorzeit, die uns nur wenig Spuren hinterließ. Schon die Menschen der Steinzeit suchten sich auf ihre Weise wohnlich einzurichten. Wer weiß, wie jene Höhlen eingerichtet waren, welche die ersten, in unseren Gegenden hausenden Menschen als Zufluchtsstätte benutzten? Die vor ein paar Jahren entdeckte «*Bärenhöhle*» in einer Felswand des Eitales oberhalb von Tecknau, die voller Knochen des Höhlenbären liegt, könnte möglicherweise auch Spuren früher Menschengesiedlung aufweisen und mancherlei über die Lebensweise jener fernen Zeiten aussagen; denn dieses eigenartige Loch ist bisher noch nie von Menschenhand durchwühlt worden.

Andernorts wurden schon oft bearbeitete Steine als Werkzeuge dieser unbekannten Bewohner unserer Landschaften gefunden. In etwas jüngeren Epochen mögen Scherben von Gefäßen und Schmuckstücke an die Ausstattung der Wohnstätten erinnern. Wie aber diese selber in jenen Jahrtausenden vor unserer Zeitrechnung ausgesehen haben, wissen wir nicht. Als die Menschen ihre bisher benutzten Höhlen verließen und sich in offenem Lande auf dem Boden ihre Hütten oder Lager schufen, müssen diese aus vergänglichem Material bestanden haben. Aus der *Bronzezeit* (2500 bis 800 vor Christus) besitzen wir im Gebiet von Baselland ein bauliches Zeugnis auf jenem Felskopf beim *Plattepaß* über *Pfeffingen*, der später auch die Burg Schalberg trug. Hier fand sich ein Blockbau aus Buchenholz, der einem Brande zum Opfer gefallen sein muß.

Aus der älteren Eisenzeit (800 bis 400 vor Chr.) sind uns nur wenige Funde, die der Boden des Baselbietes hergab, bekannt. Erst etwa seit dem Jahre 400 vor Christus setzen bessere Kenntnisse über das Leben in unserem Lande ein; es zeigt sich, daß ein Volksstamm mit eigenartiger, keltischer Kultur unsere Gegend am Rheinknie bewohnte. Die Kelten waren vermutlich auch nicht die Urbewohner West- und Mitteleuropas; aber woher sie zu uns gekommen sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Wir wissen nur, daß sie in zahlreichen Siedelungen bei uns wohnten. Ihre Wohnstätten müssen wir uns meist als in den Boden vertiefte Hütten vorstellen; deshalb spricht man auch von Wohngruben, denn was über den Boden hinausragte – ein Dach oder ein Zelt –, das ging längst unter, die Vertiefung aber blieb. Solche Wohngruben fanden sich zahlreich am linken Rheinufer wenig unterhalb von Basel und wurden von mehreren Forschern als der unter der späteren Römerherrschaft schriftlich erwähnte Ort *Arialbinnum* angesprochen. In Zeiten der Kriegsgefahr zogen sich die Kelten mit ihrer wichtigeren Habe in die *Fliehburgen* zurück, die sie auf sicheren Bergeshöhen anlegten.

Ein solches Refugium befand sich auf der *Sissacherfluh*. Hier wurde die ganze Hochfläche mit einer zwei Meter dicken Trockenmauer umschlossen, in der an der Nordseite ein hausartiger Bau mit einer in eisernen Angeln laufenden Tür errichtet wurde. An der gleichen Seite erhob sich auch ein Torbau, der deutlich der Verteidigung des festen Platzes diente.

Aus dieser Keltenezeit, in welcher der Stamm der *Rauriker* unsere von Jurakamm, Vogesen und Schwarzwald eingefasste Gegend bewohnte, stammen zahlreiche, bis heute verwendete Namen von Flüssen und Ortschaften. Zu den ersteren zählen Birs, Birsig und Ergolz und zu den Dörfern Buus, Thürnen (Durnum) und Titterten (Titerudun).

Als die Helvetier unter dem Druck der von Nordosten her bis an den Rhein vorgestoßenen Germanen nach einem lang erwogenen Auswanderungsplan gegen Ende des Jahres 59 vor Christus aufbrachen, um gegen Westen zu ihren gallischen Stammesgenossen zu ziehen, schlossen sich ihnen auch die Rauriker an. Diese räumten ihre Wohnstätten, luden Hausrat und Mundvorrat auf Karren und verbrannten beim Wegziehen ihre Dörfer. Wo diese zwischen Rheinknie und Blauenkette oder im Ergolztal und dessen Seitentälern gestanden haben, wissen wir leider nicht; die Zerstörung muß meist recht gründlich vorgenommen worden sein.

Von Cäsar bei Bibracte entscheidend geschlagen, mußten die Helvetier in ihre früheren Wohnorte zurückkehren und wieder den heimischen Boden bebauen. Doch war es mit der Selbständigkeit des Stammes vorbei.

Als Statthalter über Gallien hatte Cäsar den energischen Lucius Munatius Plancus eingesetzt. Zur Sicherung der römischen Herrschaft gründete Munatius Plancus im Jahre 44 vor Christus an der ihm günstig erscheinenden Stelle eine Siedlung, *Colonia Raurica*, der bei der Unterdrückhaltung der unbotmäßigen Rauriker eine besondere Rolle zugebracht war. Mit der Anlage zahlreicher römischer Gutshöfe gelang es, das umliegende Land an die Kolonialstadt anzuschließen. Manche unserer Baselbieter Ortschaften sind aus solchen Gutshöfen der Römerzeit entstanden. Immer wieder entdecken wir unter der Erdoberfläche Fundamente von Wohnstätten und ausgedehnten Oekonomiebauten. Viele dieser römischen Bauwerke werden weiterhin im freien Feld oder Wald verborgen liegen; hin und wieder gaben schon früher Äcker Reste von bearbeiteten Steinen und Ziegeln frei, weshalb manche alten Flurnamen wie «Steinler», «Uf der Mur» und «Ziegelacker» auf untergegangene Siedlungen der römischen Epoche hinweisen. Auch im «Murenberg» ob Bubendorf werden einmal Mauerteile gefunden worden sein.

Am eindrucklichsten ist wohl, was im Laufe des letzten Jahrzehnts im Boden von *Munzach* bei Liestal durch Theo Strübin und seine Helfer ent-

deckt und freigelegt worden ist. Es ist erstaunlich, welch großes Ausmaß ein Gutshof hier im Seitental der Ergolz aufwies und welche Ausstattung, etwa an Mosaikböden und kleinen Kunstgegenständen, ihm eigen war. Weitere solche römischen Ansiedelungen fanden sich vor wenigen Jahren in *Hölstein*, wo ebenfalls ein auffallender Mosaikboden zum Vorschein kam, bei *Bad Bubendorf* und in *Muttenz-Feldreben*. 1943 wurde in *Oberdorf* ein römisches Bad entdeckt. Schon länger bekannte Fundorte römischer Bautätigkeit verteilen sich über das ganze Gebiet von Baselland, von Allschwil und Binningen hinauf bis nach Wenslingen, Anwil, Rünenberg und Arboldswil.

Neben die Gebäude der römischen Baumeister treten aber auch manche erstaunliche Werke der Ingenieurkunst, des Tiefbaues, wie Straßen, Brücken und Wasserleitungen. Es sei da nur an die Reste der Paßwege über den *Hauenstein* und an das «*Heidenloch*» bei Liestal erinnert, das zu einem langgestreckten Kanal gehörte, der der Wasserversorgung von Augusta Raurica aus dem mittleren Ergolztal diente.

Merkwürdig ist nur, daß wir neben diesen deutlich erhaltenen Resten römischer Baukunst so wenig Spuren der Bauten gallisch-keltischer Bewohner vorfinden. Diese Tatsache scheint zu bestätigen, daß die Römer mit ihrem Baumaterial – Stein und gebranntem Ton – die Zeiten überdauerten, während die Bauwerke der Helvetier und Rauriker, aus Holz und Stroh, eben der Vergänglichkeit anheimfielen.

Was an den eindrucksvollen Überresten römischer Bauten in unserem kleinen Lande zwischen Birsig und Schafmatt architektonische Formen aufweist, wie das Theater, die Teile des Forums und der Tempel in Augusta Raurica oder die Kastellmauer in Kaiseraugst, das zeigt sich nicht in einer provinziellen Sonderart – wenigstens ist eine solche bisher von keinem Forscher festgestellt worden. So können wir unsere «Baselbieter Baugeschichte» nicht schon mit solchen frühen Bauwerken beginnen. Doch mußte diese wichtige Leistung gestreift werden; ohne keltisch-römische Grundlage ist jede spätere Bau- und Kultur-Epoche in unseren Landen undenkbar.

II. Der Einbruch der Alemannen und Franken

Nach einer langen Friedenszeit, deren sich unsere Gegenden erfreuten, begann der Zerfall der Römerherrschaft im 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Bereits im Jahre 260 hatten die unaufhörlich von Nordosten her anstürmenden Alemannen den «Limes», die große Befestigungslinie zwischen Main und Donau, durchbrochen. Der Rhein wurde wieder Grenze

gegen Germanien. Nach 375 mehrten sich die Einfälle der erobrerungslustigen Stämme; mehrfach drangen die Alemannen in das linksrheinische Gebiet ein. Vom Jahre 400 an hörte der militärische Schutz durch römische Truppen im Raurikerlande auf.

Aber nur langsam setzten sich die germanischen Eindringlinge am linken Rheinufer fest. Es müssen Jahrhunderte vergangen sein, bis die Alemannen eine gewisse Volkszahl neben der einheimischen Bevölkerung ausmachten. Bis gegen das Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung hin blieben gallisch-römisches und alemannisches Wesen nebeneinander bestehen. Vielerorts scheint die lateinische Sprache, scheinen die alten Sitten und Bräuche weiterhin gepflegt worden zu sein. Die alten, schon aus der Keltenzeit erhaltenen und von den Römern ausgebauten Verkehrswege wurden weiterhin benutzt; die Übergänge über die höchsten Juraketten blieben dieselben. Die Wege aus dem Elsaß und alten Sequanien, von Straßburg (Argentoratum) und von Besançon (Vesontio) her trafen sich am oberen Ende der rheinischen Ebene und führten nun in einem wichtigen Strang von Augusta Raurica über die Hülften und an Munzach vorbei taleinwärts. Hier überschritt die Straße den Orisbach und stieg auf jenen vortretenden Hügel, welcher die der späteren Stadt Liestal vorangehende Siedelung trug. Bei dieser teilte sich der Weg; der eine führte südwärts ins Tal der Frenke hinein, welches Flüßlein an einer günstigen Stelle durch das *«steinerne Brücklein»* überquert wurde. Die Bezeichnung dieses Baues beweist, daß er schon aus Steinen errichtet war, als anderwärts die Brücken noch in Holz erstellt wurden; möglicherweise haben sich Steine eines römischen Ingenieur-Werks in dem bis heute erhaltenen Brücklein erhalten. Der andere Weg strebte im Ergolzthal aufwärts, den weiter östlich gelegenen Jura-Übergängen zu. Dort traten die *«Kallhöhe»* ob Eptingen und die *«Schafmatt»* bei Oltingen in starke Konkurrenz mit einem Weg, der zwischen beiden durch an die Aare bei Olten führte und den *«Untern Hauenstein»* darstellte. Westlich des Oberen Hauensteins kann noch die *«Wasserfalle»* als ein ziemlich begangener Weg erwähnt werden. Im Birs- und Birsigtal strebten die Wege von Basilea aus südwärts vor allem gegen die *«Platte»* oberhalb Pfefingen, dann auch weiter westlich im Blauenkamm über den Rämelpaß.

Die Verbindung mit dem Süden und dem Mittelmeer war trotz den wirren Verhältnissen, welche die Völkerwanderung im 5. und 6. Jahrhundert hervorrief, nie völlig unterbrochen. Sowohl der Warenhandel wie der Austausch geistiger Güter kam stets neu in Fluß und auch unsere Gegend nahm daran teil. Nur durch Bodenfunde oder das Studium von Ortsnamen können wir einiges über die damaligen Verhältnisse herausfinden. So erkennen wir aus den Bezeichnungen der Siedelungen, daß neben den beste-

henden älteren keltisch-römischen Orten zahlreiche neue gegründet wurden, welche vor allem sich nach dem Namen eines Sippenführers oder -ältesten in alemannischer Weise nannten. Aber während wir von den Resten römischer Gutshöfe immer wieder Spuren im Boden entdecken, finden wir von den Wohnstätten der Alemannen aus jener Zeit nicht das Geringste mehr; einzig die Friedhöfe, auf denen sie ihre Toten bestatteten, geben dann und wann ihre Geheimnisse preis.

Den Alemannen und mit ihnen den stammesverwandten Schwaben war es auf die Dauer nicht beschieden, einen selbständigen Staat zu bilden. Bald genug stieß der Stamm mit den am mittleren und unteren Rhein, am Main und im späteren Lotharingen sitzenden Franken zusammen. Im Jahre 497 kam es zu einer gewaltigen Schlacht, in welcher die straffer geführten Franken unter ihrem König Chlodwig den Sieg errangen. Weite Teile des bisher von den Alemannen besetzten Gebietes gingen an die Franken verloren. Teile des unterlegenen Stammes, die nicht schnell genug unterdrückt werden konnten, am Oberrhein, an Aare, Reuß und Bodensee, suchten beim Ostgotenkönig Theoderich Schutz, der sich mit Italien die ehemals römische Provinz Rätia angeeignet hatte. So kam unser Juragebiet, in dem Alemannen und Burgunder nebeneinander saßen, für kurze Zeit zum Ostgotenreich. Erst im Jahre 537, als das letztere vom Byzantinischen Kaiser bekriegt wurde und unterging, gelang es den Franken, auch zwischen Jura und Alpen die Oberherrschaft zu erringen.

Die Franken waren es, welche das Christentum in westlicher Form bei uns einführten. Was während der Römerzeit in einzelnen größeren Orten an christlichen Gemeinden zu blühen begonnen hatte, war in den Stürmen der Völkerwanderung wohl wieder untergegangen. So mag es auch in Augusta Raurica geschehen sein. Mit dem Untergang der Zivilstadt zog sich der Rest der Gemeinde in das notdürftig errichtete Kastell oder die aus diesem hervorgehende Siedelung zurück. Wohl wissen wir, daß im Jahre 346 ein Justinian als «Bischof der Rauraker» an einem Konzil in Köln teilgenommen hat. Aber dann setzt jegliche Nachricht über das Bestehen einer Gemeinde in unserer Gegend aus und erst zu Anfang des 7. Jahrhunderts wird ein Ragnachar als Bischof «von Augst und Basel» erwähnt, ein Beweis dafür, daß in jener Epoche das wohl besser erhaltene und mehr Schutz bietende, aus dem Kastell über dem Rhein erwachsene Basel die einst bedeutendere Siedelung Augst zu überflügeln begann. Wir können nun sagen, daß der älteste Kirchenbau, der für das Baselbiet von Bedeutung war, in Kaiseraugst gestanden hat, an der Stelle, die heute die christkatholische Pfarrkirche in der Nordwestecke des einstigen Kastells einnimmt. Doch zerfiel auch er, und ein Neubeginn des Kirchenbaues ging von anderen Zentren aus.

Vom merowingischen Königshofe her wurden neben den weltlichen Beamten des Frankenreichs auch die Boten des Christenglaubens in die Lande der unterworfenen Alemannen gesandt, um zu missionieren und durch Gründung von Kirchen und Klöstern die Kultivierung und Urbarmachung der bisher schwach besiedelten Talschaften zu erreichen. Der ehemals römische Staatsbesitz war zum fränkischen Königsgut erklärt worden. Auf solchem sehen wir nun auch in unseren Gegenden die fränkischen Beamten und Priester ihres Amtes walten. Auf königlichem Boden entstanden die ersten Gotteshäuser, von denen aus die heidnischen Alemannen dem christlichen Glauben gewonnen wurden. Das geschah nicht immer nur mit religiösen Mitteln und konnte gleichwohl nicht rasch vorangetrieben werden. Wir können uns vorstellen, daß die neue Religion als jene der Unterdrücker angesehen wurde. Deshalb zogen die fränkischen Herrscher oft irische Glaubensboten heran, welche es besser verstanden als die eigenen Landsleute, die widerstrebenden Alemannen von den Lehren Christi zu überzeugen, schon deshalb weil sie anspruchslos waren und mit ihrem Vorbild wirkten.

Christianisierung und Kirchengründungen

Als Missionar setzte sich in unserer Gegend der heilige *Fridolin* ein, der jenen Kelten angehörte, die von Irland und Schottland kamen, um den durch die schlimmen Verhältnisse am fränkischen Hofe gesunkenen Christenglauben wieder zu heben und neu zu pflanzen. Nach der «Vita Fridolini», in deren legendärer Erzählung ein echter Kern steckt, ließ sich der fromme Mann auf einer Rheininsel zwischen Schwarzwald und Jura nieder und soll hier ein Doppelkloster, eines für Männer, eines für Frauen, gegründet haben. Sicher geht diese geistliche Stiftung von *Säckingen* noch ins erste christliche Jahrtausend zurück. Der Einfluß dieser Stätte, die der Rhein früher mit dem kleineren Arm links und dem größeren rechts umfloß, auf das südliche Ufer muß bedeutend gewesen sein. Die Verehrung Fridolins war sicher auch im Bereich des heutigen Baselbiets so stark, wie sie es im angrenzenden Fricktal und im solothurnischen Schwarzbubenland heute noch ist. Wie diese frühen Bauten in Säckingen aussahen, wissen wir nicht; sie waren vermutlich, wie die frühen fränkischen Kirchen, zuerst einfachste Holzbauten.

Andere Glaubensboten, die von fränkischen Großen nach den Juralandschaften gerufen wurden, waren die heiligen *Germanus* und *Randoald*, die im oberen Birstal missionierten, und der heilige *Ursicinus*, der sein Wirkungs-

feld an der Doubs-Schlinge von Saint-Ursanne gefunden hat. Der Letztere zählte zu jenem Kreis von Glaubensboten, die durch Columban von Luxeuil her in unsere Gegenden kamen. Für unsere Täler am Hauenstein war bedeutsam die vor dem Jahre 728 in den Vogesen gegründete Abtei *Murbach*, welche durch die elsässischen Herzoge mit Gütern in unseren Gegenden reich bedacht wurde.

Dank der Unterstützung durch diese glaubensstarken Sendboten und ihre Klosterstiftungen war es der fränkischen Reichskirche möglich, sich unter den Alemannen auszubreiten. Wir sehen in verschiedenen Talschaften «Urkirchen» entstehen, die anfänglich weit auseinanderlagen. Wir können diese ersten Gotteshäuser, die ausgedehnte Pfarrsprengel um sich sammelten, noch heute aus der zahlreich gewordenen Schar der Kirchen erkennen, vor allem, wenn wir die Namen ihrer Patrone von einst vernehmen. Die meisten sind dem fränkischen Nationalheiligen *Martin* von Tours geweiht; daneben gibt es solche, die anderen Gottesmännern des Frankenlandes zugedacht waren, so *Remigius*, der als Bischof von Reims in der Champagne besondere Verehrung genoß, so *Hilarius*, der das Land Aquitanien um Poitiers dem Christentum zugeführt haben soll.

Martinskirchen finden wir am Oberrhein sehr häufig. So besteht in *Basel* außer der bischöflichen Kirche auf dem gleichen Hügel seit undenklichen Zeiten ein St. Martin geweihtes Gotteshaus, vermutlich die älteste Gemeindekirche der Stadt. In der Landschaft südlich davon lag im breiten Leimental eine Martinskirche zu *Weißkilch* zwischen Leimen und Benken. Droben in *Pfeffingen* stand eine weitere für das untere linke Birstal. Auch das Gotteshaus, welches in fränkischer Zeit an die Stelle der frühen christlichen Kultstätte in *Kaiseraugst* trat, muß zuerst dem heiligen Martin geweiht gewesen sein. Erst später, als das Kloster St. Gallen durch reiche Schenkungen im 8. Jahrhundert in unserer Gegend zu Ansehen gekommen war, wird diese Kirche dem heiligen Gallus zugesprochen worden sein. Weitere Martinskirchen standen in *Munzach* bei Liestal, in *Titterten*, in *Bennwil* und in *Kilchberg*.

Diesen ersten Kirchen der fränkischen Missionszeit schlossen sich bald weitere an, die dem Apostelfürsten *Petrus* geweiht wurden. Das mag mit der Erstarkung der römischen Kirchenorganisation zusammenhängen, die mit Hilfe Kaiser Karls des Großen durchgeführt wurde und sich als auf Petrus «den Fels» gegründet empfand. So finden wir Peterskirchen in *Basel*, in *Allschwil*, in *Oberwil* im unteren Leimental; die besonders deutlich als St. Peter bezeichnete Kirche finden wir im Waldenburgertal zwischen den Dörfern Nieder- und Oberdorf, wo sie als markantes Bauwerk an alte Zeiten, mit ihrem Namen aber an ihre Gründung durch das Kloster Mur-

bach im 9. oder 10. Jahrhundert erinnert. Auch jene Gotteshäuser, die den Erzengel *Michael* zum Patron erhielten, gehen auf eine frühe Zeit zurück; denn dieser Heilige trat oft an die Stelle einer heidnischen Gottheit. Michaelskapellen standen in *Biel* im Leimental und in *Buus* unterm Farnsberg. Es werden noch weit mehr Kirchen diesen frühen Patronen gewidmet worden sein; doch haben spätere Heilige diese ersten verdrängt, so daß das Bild, wie die alten Gotteshäuser verteilt waren, da und dort verwischt erscheint.

Für die Baugeschichte sind die Namen dieser Patrone nicht unwichtig; denn aus ihnen können wir Schlüsse auf die Bauherren, d. h. die Besteller und Stifter der Kirchen ziehen. Vom Aussehen dieser frühen christlichen Kultstätten in unserer Landschaft wissen wir recht wenig. Viele von ihnen werden zuerst nur aus Holz errichtet worden sein, aus dem Baustoff, den die Alemannen und Franken auch für ihre Gehöfte verwendeten. Die Steinbauweise wurde aus dem Süden eingeführt; Baumeister aus der Lombardei verbreiteten sie immer weiter gegen Norden.

Die ältesten Grundformen der christlichen Kirchen stammen aus dem Orient. In Kleinasien finden sich heute noch zahlreiche Kultbauten aus der oströmisch-byzantinischen Zeit, die meisten sind allerdings später in Moscheen umgewandelt worden. Die bescheidenen unter ihnen zeigen den charakteristischen Grundriß, nämlich den eines rechteckigen Saales, an den sich an der östlichen Schmalseite eine Apsis, d. h. ein halbrunder Chor anschließt. Oft finden sich aber auch drei solcher Apsiden nebeneinander, von denen die mittlere größer ist. Größere Gemeinden der altchristlichen Kirche wählten dann aber vor allem die Basilika, die römische Markthalle, als Vorbild für ihr Gotteshaus. Dieser Bau besaß drei durch Säulen oder Arkaden unterteilte Schiffe, von denen das mittlere höher und oben mit eigenen Fenstern versehen war; gegen Osten bestand hier eine Apsis, welche dem Überwacher der Markthalle diente. Sie wurde für den Leiter der Gottesdienste übernommen und später den drei Schiffen entsprechend drei halbrunde Abschlüsse gegen Osten angefügt. Besonders gute Beispiele für solche Basiliken finden wir in Ravenna, das vom 5. bis zum 8. Jahrhundert als Hauptstadt Italiens in der Baukunst führend war.

Für unsere bescheidenen Gebiete konnten solche ausgedehnten basilikalischen Bauten nicht in Frage kommen. Die Bevölkerungsdichte verlangte sie sicher nicht. Aber die einfache Art mit den östlichen Apsiden dürfen wir an allen Orten erwarten, wo uns Gotteshäuser aus der fränkischen und ottonischen Zeit, das heißt bis zum Jahre 1000, durch Urkunden gewiß sind. Aufrecht stehen von solchen altherwürdigen Bauten bei uns im Baselbiet keine mehr. Doch haben sich glücklicherweise in oberrheinischer



1 Chor der Kirche von Muttensz



2 Kirche in MuttENZ

Nachbarschaft einige Kirchen erhalten, die uns als Beispiele dafür dienen können, wie die unsrigen ausgesehen haben. Wir dürfen da einmal die Gotteshäuser im Jura nennen, die uns von alten Klostergründungen hinterlassen wurden, nämlich die Kirche in *Montier* (Münster-Granfelden) und die zur gleichen Abtei gehörigen Kapellen in *Chalières* und in *Grandval*, ferner die Stiftskirche von *Saint-Imier*.

Besonders anschaulich zeigt uns jene Kirche im unteren Markgräflerland – also keine 40 km von Basel entfernt –, die vor kurzem eine vorzügliche Restaurierung erfahren hat, nämlich die Klosterkirche St. Cyriakus zu *Sulzburg*, wie die Gotteshäuser im 10. und 11. Jahrhundert ausgesehen haben. Im Jahre 993 gegründet, wurde diese Stiftung wenige Jahre später auf Wunsch Kaiser Heinrichs II. dem Bischof Adalbero von Basel übergeben. Somit stand St. Cyriakus in engster Beziehung zu der kirchlichen Amtsstelle, welche die Bauweise von Basels Umgebung allseits beeinflußt hat.

In unseren Talschaften links des Rheins hat sich aus dieser Zeit vor und kurz nach dem Übergang vom ersten ins zweite christliche Jahrtausend nichts Sichtbares mehr an unseren Gotteshäusern erhalten. Alles was aus dieser Zeit zu finden ist, verbirgt sich im Boden. Daher ist es für die Erforschung unserer Geschichte und Baugeschichte von besonderem Wert, wenn bei Kirchenrestaurierungen im Innern der Gotteshäuser nach den Fundamenten der früheren Bauten gegraben wird. Das ist zum Glück in den letzten Jahren des öftern geschehen, dank den Anstrengungen der kantonalen Altertümernkommission von Baselland und ihres Präsidenten Dr. Paul Suter. So kann man sich schon ein ziemlich gutes Bild von dem Aussehen der kirchlichen Bauwerke unseres kleinen Landes während der ersten christlichen Jahrhunderte machen.

Die Baukunst hat sich dann vom 11. Jahrhundert an zum immer reicher werdenden «romanischen Stil» entwickelt, der in den großen Kunstzentren in der Mitte des 13. Jahrhunderts vom «gotischen Stil» abgelöst wurde. Bei uns hat sich das romanische Baugesühl länger erhalten. Viel ist aber auch von solchen Bauten des 12. bis 14. Jahrhunderts nicht auf uns gekommen. Basel hat wohl sein Münster größtenteils in jener Zeit erhalten; aber in der die Stadt umgebenden Landschaft ist von allem, was in romanischer Bauweise errichtet wurde, nur wenig erhalten geblieben. Das Wertvollste ist die Fassade der Klosterkirche in *Schöntal* bei Langenbruck, die wir in anderem Zusammenhang noch ausführlicher behandeln wollen. In der Kirche von Muttenz besteht ein Teil noch aus romanischem Bauwerk. Reste von Kapellen im Hof *Spittel* bei Langenbruck und in *Wittinsburg* erinnern daran, daß es mancherorts kleine romanische Bauwerke gab. Aber auch aus dieser Zeit finden wir das Meiste unter der Erdoberfläche, als

Beweis, daß die Gotteshäuser unseres Baselbiets in mehreren Etappen von jeweils größeren Gebäuden abgelöst worden sind. Wir wollen uns daher den in den letzten Jahrzehnten durchgeführten Erforschungen unserer unter dem Boden erhaltenen alten Kirchengrundrisse zuwenden.

Die ältesten Gotteshäuser

Im Jahre 1942 ergaben Grabungen, die unter der Kirche von *Liestal* durchgeführt wurden, mit Sicherheit, daß römisches Mauerwerk als Fundament zu einer fränkischen Holzkirche gedient hatte. Und wie so oft bei nach und nach veränderten Kultbauten, ist auch hier die Stelle des «Triumphbogens», d.h. die Öffnung zwischen Chor und Langhaus, der Ansatzpunkt für alle späteren Erweiterungen sowohl gegen die Chorseite wie nach der des Langhauses hin. Der Grund für eine Ausweitung des Raumes bestand einerseits in der Zunahme der Priester und Diener, die im Chor für die Kulthandlungen notwendig wurden, anderseits in der Vermehrung der Bevölkerung, die im Langhaus zugegen war. In *Liestal* bestand ursprünglich ein nach Osten im Halbrund geschlossener Chor, der an einen quadratischen Vorchor anschloß. Nördlich und südlich waren an diesen Vorchor rechteckige Räume angefügt, die entweder als Aufenthaltsraum für die Diakone oder zur Aufbewahrung der zum Gottesdienst benötigten Bücher und Geräte dienten. Westwärts vom Vorchor dehnte sich der Raum für die Laien aus; auffallend ist nun in *Liestal*, daß dieser Raum für die Gottesdienstbesucher über den Resten eines römischen Tempels stand. Dieses fränkische Gotteshaus von *Liestal* müssen wir uns also als ein kreuzförmiges Gebäude vorstellen, dessen östlicher Arm mit einer Rundung schloß.

Nur wenig entfernt von *Liestal* und seiner Kultstätte fand sich offenbar schon in früher Zeit eine weitere in *Munzach*, wo der frühere römische Gutshof den Kern einer frühmittelalterlichen Siedlung bildete. Am 14. April des Jahres 752 übergab ein reicher Mann namens Dhutar den Besitz aller seiner im Ergolztal und anderswo liegenden Güter dem fernen Kloster St. Gallen. Weitere Grundstücke erhielt diese Abtei in *Munzach* und *Füllinsdorf* im Jahre 825. Es muß also das Kloster an der *Steinach* gewesen sein, welches als Bauherr eines Gotteshauses in *Munzach* auftrat. Von diesem frühen Kirchlein konnten bei einer Grabung durch *Theo Strübin* im Jahre 1950 große Teile der Fundamente festgestellt werden. Ein rechteckiger Chor schloß an ein breiteres Langhaus an; alles stand in den Trümmern römischer Bauten drin.

Wie eine der fränkischen Missionskirchen ausgesehen haben mochte, dafür gab eine kleinere Grabung Ende 1949 in *Lauwil* ein Beispiel. Auf dem noch heute «Kirchhübel» genannten Bergsporn beim Hofe Unterer Sankt-Romai konnte der Grundriß jenes kleinen Gotteshauses freigelegt werden, das von den Gründern dem heiligen Remigius geweiht und das im 16. Jahrhundert abgetragen worden war. Das Gebäude besaß einen schlichten rechteckigen Raum, dessen beide östlich gerichteten Ecken abgerundet waren. Die Nordwestecke war als Pfeiler ausgebildet und vorstehend; sie trug wohl ein Glockentürmchen. Der Hügel mit dem Kirchlein war durch eine Mauer umfaßt, in deren Nordwestecke ein Beinhäuslein stand, vielleicht als ursprünglicher Wehr- und Torturm zu einer befestigten Anlage.

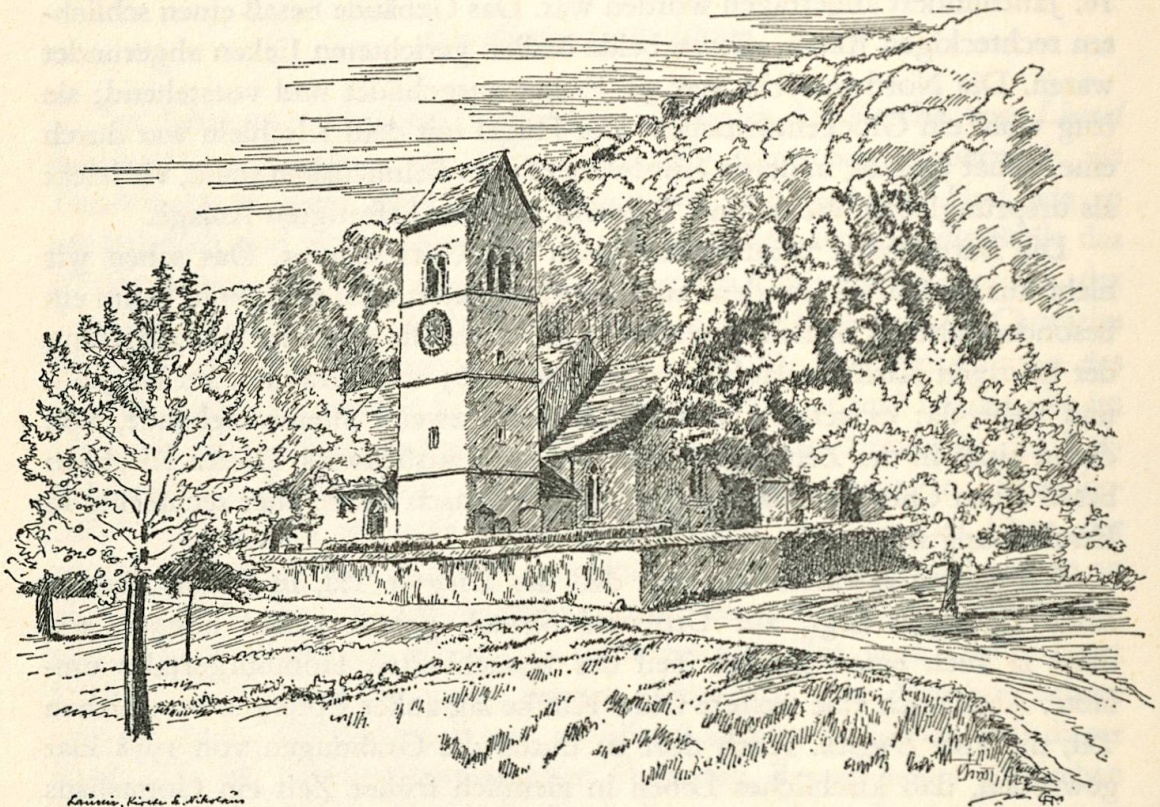
Die Berggebiete besaßen also auch alte Gotteshäuser. Das sehen wir nicht nur an Lauwil, sondern auch an *Eptingen*, in dem man wohl kaum ein besonders altes Kirchlein erwartet hätte. Aber die geplante Restaurierung der heutigen Kirche erlaubte im Sommer 1965 eine Grabung im Innern – und siehe da: es zeigten sich Fundamente zweier älterer Gebäude, von denen eines in die Zeit gegen das Jahr 1000 zurückwies. Dieses Kirchlein besaß einen Chor, der nach innen halbrund, nach außen aber rechteckig in Erscheinung trat.

Wir hätten erwarten können, daß das Diegter Tal, in dessen oberem Ende Eptingen liegt, zur Urfparrei Sissach gehört haben könnte, wie diese ja auch einen großen Teil des benachbarten Homburgertales umfaßte. Aber noch eine weitere frühe Kirche lag außer Eptingen im gleichen Tal, die von *Diegten*. Auch dort ist durch die Grabungen von 1958 klar geworden, daß kirchliches Leben in ziemlich früher Zeit ein Gotteshaus hervorgebracht hat. Es bestand aus einem saalähnlichen, gegen Osten konisch zulaufenden Schiff, das ostwärts mit einem runden Chor schloß; gegen Süden war ein kleiner Turm angefügt, dessen Erdgeschoß als Sakristei diente.

Daß die Kirche von *Sissach* eine der Urfparreien unseres Landes sein muß, zeigt schon der Name des Ortes, war dieser doch der Mittelpunkt des alten fränkischen Sisgaues. Man konnte daher gespannt sein auf das Ergebnis der Ausgrabungen, die vorgängig der Gesamtrestaurierung der Kirche im Innern im Sommer 1965 vorgenommen wurden. Bis zum Schreiben dieser Zeilen konnte sicher ein rechteckiger Chor festgestellt werden, der vielleicht in römischen Grundmauern drin steckt. Aber wir müssen noch das Endergebnis der Grabung abwarten, bevor wir Genaues sagen können.

Unterhalb von Sissach lag am rechten Ufer der Ergolz die Kirche von *Lausen*, dem Heiligen Nikolaus von Myra geweiht, vermutlich an der Stelle eines heidnischen Heiligtums. Das erklärt auch die Abgelegenheit von der

Siedelung, die sich an der südlichen Talseite hinzog. In den 1890er Jahren wurden im Innern des Gotteshauses die Reste eines rund endenden Chores entdeckt. Das schlichte Teilstück eines Kapitells, das noch zu sehen ist, weist auf eine Bautätigkeit im 11. oder 12. Jahrhundert hin.



Klausen, Kirche S. Nikolaus

Kirche von Lausen

Die Häufung der frühen Kirchen im mittleren Ergolztal – wir finden hier wenig von einander entfernt Munzach, Liestal, Lausen und Sissach – beweist, daß aus manchen der römischen Gutshöfe christliche Kultstätten hervorgingen. Die fränkischen Beamten unterstützten sie und machten aus ihnen Gemeindezentren, die von Staats wegen organisiert wurden. Man muß sich vorstellen, daß damals die römische Kirche noch lange nicht jene Stellung einnahm, wie sie erst durch die Kämpfe zwischen der Staatsmacht und dem Papsttum vom 11. bis 13. Jahrhundert geschaffen wurde.

Sicher gab es auch noch in manchen anderen Talschaften des Baselbiets alte Kirchen, die vor das Jahr 1000 zurückgingen oder dann bald nachher errichtet wurden. Zu den ältesten gehört *St. Peter* im langgestreckten Orte Onoldswil, das bis zum Bergsturz vom Jahre 1295 noch volkreicher war

als späterhin die getrennten Teile Ober- und Niederdorf zusammen. Leider wurde unter dem ehrwürdigen, allein im Tal stehenden Gotteshaus nie eine Grabung vorgenommen; und doch würden gerade hier für die Erkenntnis jener frühen Zeit wertvolle Funde zutage treten!

Auch im hinteren Frenketal dürfen wir ein älteres Gotteshaus erwarten. Bestimmt darf *Bubendorf* als eines der frühesten angesehen werden. Pfarrer Gauß, der geschätzte Historiker des Baselbiets, nimmt wohl mit Recht an, daß ursprünglich der Erzengel Michael Patron dieser Kirche gewesen ist; später wurde er dann durch andere Heilige, die Jungfrau Maria und ihre Mutter Anna sowie die 11 000 Jungfrauen von der ersten Stelle am Altar verdrängt. Zu Füßen dieser Michaelskirche lag der Hof, von dem aus das Königsgut verwaltet wurde. Dieses kam über die Grafen von Froburg in den Besitz des Basler Domkapitels, das aus begreiflichen Gründen seine Patronin, die Muttergottes, auch in der Bubendorfer Kirche verehrt wissen wollte. Damals wohl wurde auch die erste, fränkische Kirche durch eine in romanischem Stile ersetzt. Beim Abbruch der mittelalterlichen Kirche im Jahre 1880 wurden offenbar keine genauen Aufnahmen und Pläne des dem Untergang geweihten Baues angefertigt, ja nicht einmal der Boden nach älteren Zeugen untersucht.

Zu hinterst im gleichen Frenketal lag am Aufstieg zur «Wasserfalle», einem uralten Paßübergang, das «*Kirchli St. Hilar*» oberhalb von Reigoldswil, eine fränkische Gründung zweifellos. Ob hier je nach den Grundmauern geforscht wurde? Die kleine Filiale von St. Remigius bei Lauwil wird in der Reformationszeit untergegangen sein; aber merkwürdigerweise ist ihr Name bis heute an einer kleinen Häusergruppe haften geblieben.

Bestimmt gehören auch die Kirchen von *Muttenz* und *Pratteln* zu den frühen Gotteshäusern, doch haben sie im späten Mittelalter den Patron gewechselt. Das hat vor allem bei Muttenz seinen guten Grund. Wohl hatte nach dem Untergang der Römerstadt Augusta Raurica das weiter rheinabwärts gelegene Basel die Nachfolge als Bischofssitz angetreten, aber nur mit Unterbrüchen konnte sich hier ein kirchliches Zentrum halten. Wie sich aus der Bestätigungsurkunde des Klosters Murbach vom Jahre 728 ergibt, gehörte damals der Sundgau zum Bistum Straßburg, und dieser Gau reichte bis an die Birs, schloß vielleicht Basel mit ein. Und auch später noch mußte dann und wann der geistliche Hirte der Straßburger Diözese bei uns zum Rechten sehen.

So ist es begreiflich, wenn der kirchliche und bauliche Einfluß Straßburgs über den Sundgau in den benachbarten Sisgau hineinreichte. Das elsässische Bistum besaß zum Beispiel die Kirche in *Muttenz*, die dem heiligen Arbogast geweiht wurde. Anstelle des fränkischen Kirchleins erhob sich hier im

12. Jahrhundert ein prächtiger Bau in romanischem Stil, der deutlich an die im Unterelsaß übliche Bauweise anklingt. Der noch erhaltene Vorchor – die eigentliche, im Rund schließende Chorapside wurde später ersetzt – weist ein Kreuzgewölbe auf, das von Ecksäulen getragen wird; die letzteren sind mit wuchtigen Würfelkapitellen und Fußkonsolen mit Eckknollen ausgestattet.

Der elsässische Einfluß reichte auch nach *Arlesheim*. Dieses Dorf gehörte bis ins 13. Jahrhundert dem Vogesenkloster Hohenburg. Kein Wunder, daß die Pfarrkirche der Gründerin dieser Abtei, der heiligen Odilia geweiht war. Der romanische Kirchenbau mit dem typischen Satteldachturm stand hier vermutlich bis ans Ende des 18. Jahrhunderts im uralten Gottesacker.

Die Hauptkirche im unteren Birstal lag oben in *Pfeffingen*. Dort fand sich bei den Grabungen 1955/56 unter dem Langhaus der heutigen, aus der gotischen Zeit stammenden Kirche der Grundriß eines kleineren romanischen Baues, der wie der spätere einen eingezogenen, rechteckig schließenden Chor besaß. Eigenartig steht der Turm in der Südwestecke der beiden Gotteshäuser, so, als hätte er bereits auch schon zum älteren Kirchlein gehört. Eine ähnliche Stelle nimmt ja auch der Turm der Sissacher Kirche ein, wie dies die jüngst erfolgten Grabungen zeigten.

Im Leimental muß das zwischen den Dörfern Leimen und Benken allein im weiten Talboden stehende *Weißkilch* eine große Bedeutung als Urkirche besessen haben. Es wäre deshalb für die Erforschung unserer Landschaft von größter Bedeutung, wenn hier – wo nur noch ein Bauernhof steht – der Boden untersucht werden könnte. Sicher würde ein wertvoller Grundriß des Gotteshauses, das Emanuel Büchel im Hintergrund eines Bildes noch mit einem Satteldachturm festgehalten hat, zutage treten. Weißkilch war die Mutterkirche des Tales vom Rämel bis nach Therwil und Oberwil. Immer wieder wurden Dörfer aus dem weitgedehnten Kirchspiel gelöst und selbständig gemacht, bis der Bau nur noch Leimen allein diente, das sich aber im vergangenen Jahrhundert auch ein Gotteshaus inmitten seiner Häuser errichtete, so daß die einsam gewordene verlassene Kirche dem Abbruch verfiel. Noch immer aber erinnert der sogenannte «Totenweg», der westlich von Benken der Landesgrenze nach südwärts über die «Egg» führt, daran, daß einst die verstorbenen Witterswiler und Bättwiler auf den Gottesacker von Weißkilch zur letzten Ruhe verbracht wurden.

Mancher hatte geglaubt, daß auch *Oberwil* einst zur Pfarrei Weißkilch gehört habe. Grabungen unter dem neuen Gotteshaus ergaben jedoch Reste sehr alter Mauern, deren Deutung noch nicht vorliegt. Doch wird es auch hier so sein, daß aus einem römischen Gutshof eine christliche Kult-

stätte hervorging. Die Geschichtsfreunde sind daher über jeden solchen Fund erfreut, da ihnen aus einer Zeit, da kaum schriftliche Kunde vorliegt, der Boden vom damaligen Leben berichtet.

Das Baselbiet weist keine Klostergründung auf, die vor das Jahr 1100 zurückreicht. Die ältesten Stiftungen in unserer Gegend sind das Kloster St. Alban in Basel und die Abtei Beinwil im Jura. Daher kann keine unserer Talschaften besonders alte Handschriften und Kunstwerke aufweisen. Erst in der Mitte des 12. Jahrhunderts wird die Landschaft am Oberen Hauenstein mit der Stiftung des Klosters Schöntal bedacht. Sie verdankt ihr Dasein den Grafen von Froburg. Damit kommen wir in die Zeit, da bisher unbekannte Adelsgeschlechter ins Licht der Geschichte treten. Sie bestimmen fortan auch das Geschehen in unseren Tälern, sie bauen Burgen auf den Höhen, sie stiften zu den bestehenden Gotteshäusern weitere Kirchen hinzu und brauchen sie als «Eigenkirchen» oft zu eigenen Zwecken. Es ist eine neue Zeit und neue Bauten entstehen allenthalben, von denen bis heute zahlreiche ihre Spuren hinterlassen haben.

III. Frühe Adelsgeschlechter und ihre Burgen

Soweit man die Geschichte der Menschen zurück verfolgen kann, brauchten sie – was recht betrüblich stimmt – Sicherung nicht nur vor wilden Tieren, sondern vor ihren eigenen Artgenossen. Stämme, Sippen und Familien suchten Schutz vor ihresgleichen und bargen sich daher hinter Wällen und Gräben, Mauern und Türmen.

Im Jura war es nicht schwer, von der Natur gesicherte Plätze zu finden. Da gab es Gräte und Bergvorsprünge genug, die mit einfachen Mitteln abgeschildert und von den übrigen Teilen eines Berges oder Plateaus getrennt werden konnten. Die schon genannte *Sissacher Fluh* trägt auf ihrem breiten Felskopf das wohl beste Beispiel, wie eine Bergkuppe, die auf der einen Seite senkrecht gegen das Tal abfällt, durch eine Trockenmauer gegen die anderen Seiten abgeschildert wurde. Dies mochte in der Keltenzeit geschehen sein. Ein weiteres Beispiel einer solch frühen Fliehburg lag auf einer der Sissacherfluh gegenüber ansteigenden Höhe, dem «*Burgenrain*». Auch hier fand sich eine Fliehburg, die einen gewissen Raum auf dem höchsten Punkt mit einer trocken aufgeschichteten Steinmauer umgab und Schutz für die benachbarten Bewohner des Tales bot. Diese beiden Burgen aus der Keltenzeit beweisen übrigens, daß das Ergolzthal um das spätere Sissach schon damals ziemlich stark bevölkert gewesen sein muß, und daß die

Ortschaft am Zusammenfluß des Diegterbachs mit der Ergolz bereits in jener Zeit eine gewisse Bedeutung gehabt hat.

Eine andere Art der frühen Burgen war jene, wie sie uns das «Horn» zwischen Wittnau (Fricktal) und Rothenfluh oder die «Oedenburg» über dem Eital bei Tecknau vor Augen führen. An diesen beiden genannten Stellen treten schmale Zungen Landes vom Hochplateau des östlichen Tafeljuras in eines der dort tief eingeschnittenen Täler vor. Hier war es leicht, diese schmal auslaufenden Zungen, die auf drei Seiten durch steil abfallende Felsen und Mulden geschützt waren, auf der vierten durch einen tiefen Graben vom übrigen Hochland abzuschnüren und so den Schutz vollkommen zu machen.

Aus diesen frühen Fliehburgen wurden nun in den unruhigen Zeiten der Völkerwanderung und darüber hinaus in der fränkischen Zeit sogenannte «Volksburgen», die dem bisherigen Zweck dienten, aber besser ausgebaut wurden und sich zum Mittelpunkt der unter den Karolingern eingeführten Grafschaften entwickelten. Noch waren die «Grafen» Beamte des Königs, die von diesen Burgen aus ihres Amtes walteten. Aber diese Beamten wurden aus begreiflichen Gründen mehr und mehr den maßgebenden Familien der betreffenden Landschaft entnommen. Doch wer waren diese? Sie lassen sich schwer erkennen, denn es gab damals noch wenige Schriftstücke, die ihre Tätigkeit und ihren Besitz feststellen lassen und vor allem gab es noch keine eigentlichen Familiennamen, sondern nur die Taufnamen. Weil sich diese aber in gewissen Sippen und Familien von Vater auf Sohn übertrugen, so können wir da und dort Vermutungen anstellen, die über das Jahr 1000 zurück in das kaum erkennbare Leben der fränkisch-karolingischen Epoche hineinreichen.

So kennen wir etwa im südlichen Lotharingen und späteren Elsaß das Geschlecht der Etichonen, das nach dem bei ihm vorkommenden Taufnamen Eticho genannt wurde. Diese Familie muß auch in unseren Gegenden begütert gewesen sein; denn ihre unterelsässische Klostergründung Hohenburg oder Odilienberg besaß seit unbekannter Zeit den Ort Arlesheim. In den Birstälern, die zum Sundgau, d.h. dem südlichen Elsaß gehörten, als Teilgaue Sornegau und Elsgau, müssen die Etichonen während langer Zeit viel zu sagen gehabt haben. Ob sie dort auch feste Sitze in einigen Orten besaßen, wissen wir nicht.

Es war ja ursprünglich so gewesen, daß die einflußreichen und wohlhabenden Geschlechter in den Dörfern große Höfe bewohnten. Wenn Glieder aus ihnen Beamte des Königs wurden, so hob sich ihre Macht nicht wenig. Mehr und mehr wurde die Mehrzahl der gemeinfreien Volksgenossen dazu gezwungen, den Schutz dieser Mächtigen zu suchen und sich ihnen

unterzuordnen; das bedingte das Aufgeben der bisherigen Freiheit und Selbständigkeit. So bildeten sich große Grundherrschaften, über die eine herausgehobene Volksschicht gebot, der Adel.

Vieles von ihrem Grund und Boden stifteten diese Adelsherren den frühen Klöstern, noch ehe wir alles durch Urkunden bestätigt finden. So an die Klöster St. Gallen, Reichenau, Murbach, Säckingen, Lorsch in Hessen oder gar an das weitentfernte fränkische Königskloster Saint-Denis. Diese Klöster hinwiederum ließen diese Güter, die von ihnen oft recht weit entfernt gelegen waren, durch Familien der Schenker verwalten. Diese Adeligen, die bis ins 12. Jahrhundert hinein noch ohne Geschlechtsnamen blieben, waren die Gründer mancher Eigenkirchen in unserer Landschaft.

In den Zeiten der großen Kämpfe zwischen Kaiser Heinrich IV. und seinen päpstlich gesinnten Gegnern, zu denen der aus unserer Gegend stammende Graf Rudolf von Rheinfelden als Gegenkönig in erster Linie zählte, muß es üblich geworden sein, daß die großen Adelsfamilien sich in ihren Höfen innerhalb der Dorfmarken nicht mehr sicher genug fühlten und daher die ersten Burgen auf den Anhöhen errichteten. Da und dort war es möglich, daß sie sich eine alte Volks- und Fliehburg zum festen Sitz ausbauen konnten. Es gab aber bald eine ganze Anzahl auch in unseren Juragegenden. Wir kennen allerdings ihre Entstehungszeit nicht aus Schriftstücken; dort werden die Burgen selbst meist recht viel später erwähnt. Aber jetzt, nämlich etwa vom Jahre 1100 an, taucht bei dem oder jenem adeligen Herrn ein Zuname auf, der auf eine von ihm besessene Burg Bezug nimmt.

Da sind einmal die Grafen von *Froburg* und von *Homberg*, die sich deutlich nach ihren Hauptsitzen nennen. Ob sie wirklich auch von diesen benachbarten Talschaften stammten, kann nicht gesagt werden; möglicherweise hat sie ein vom König verliehenes Amt in unsere oberrheinische Landschaft gezogen. Aber jedenfalls wählten diese Herren ihren Herkunftsnamen so, daß sie ihren Standesgenossen etwas damit aussagten. Die Froburg über Olten lag auf einem merkwürdigen Felsmassiv, das den sich südlich der Juraketten ausdehnenden Buchsgau beherrschte. Sie sah aber auch über die Wasserscheide hinweg nach dem Sisgau und gegen den Frickgau hin, so daß man annehmen kann, die Burg müsse nicht für gräfliche Verwaltungszwecke, sondern vielleicht schon als Fliehburg errichtet worden sein. Die Ausgrabungen, die durch Oltener Burgenfreunde auf der Froburg vorgenommen wurden, sind nicht beendet worden, so daß sich etwas Abschließendes über die Feste noch nicht sagen läßt.

Auch bei der Burg Homberg könnte es sich um eine sehr alte Volks- und Fliehburg handeln. Sie liegt, wie die prähistorische Feste auf dem benachbarten «Horn», auf einer weit gegen Osten ins Wittnauer Tal vorspringen-

den Bergnase. Ihr Name leitet sich wohl aus «Burg am hohen Berg» ab. Mit «Hohenberg» wurde vermutlich früher das ganze auffallend hoch gegen das Fricktal und die Rheinebene vortretende Massiv bezeichnet. Durch einen tiefen Graben wurde der Bergsporn durchschnitten und so ein sturmfreier Sporn in der Form eines Dreiecks gewonnen. Die Ausgrabungen, die in den Jahren 1882–84 nach damaligen Kenntnissen vorgenommen wurden, ergaben Spuren von zahlreichen Gebäuden, die an die trapezförmige Außenmauer angefügt waren, in einer Weise, wie sie den Wehranlagen der frühen Burgenzeit eigen ist.

Das Adelsgeschlecht, das aus dem alten Frickgau stammte, sollte schon bald auch für den nahen Sisgau bedeutsam werden. Im Jahre 1041 hatte Kaiser Heinrich III. dem Basler Bischof die Grafschaft Augst übergeben, die wenig später in die Teile Sisgau und Frickgau zerfiel. Das Grafenamt konnte der geistliche Herr jedoch nicht selbst ausüben; deshalb übertrug er es – wie dies auch andernorts üblich war – an einen Adligen, der kraft seiner Herkunft und Ausbildung die weltliche und militärische Verwaltung des Gebietes lehensweise ausübte. So erfahren wir bei der Gründung des Klosters St. Alban bei Basel durch den treu zu Kaiser Heinrich IV. stehenden Bischof Burchard von Basel, daß zwischen den Jahren 1097 und 1103 ein «Rodulfus advocatus» als Zeuge in verschiedenen Schriftstücken aufgeführt wird. Dieser Rudolf nun muß derselbe Graf sein, der fast gleichzeitig mit dem Zunamen «von Homberg», mehrfach aber auch mit dem von «Tierstein» oder «von Frick» auftaucht.

Frick lag ja nahe unter dem Burgberg, und *Tierstein* hieß die Bergzunge, die ähnlich wie jene, welche die Burg Homberg trug, ins Tal vorstieß, nur gegen Nordosten statt nach Südosten. Auf einem Felskopf an der Ostflanke dieses Tiersteinbergs erhob sich die zweite Burg, die dem gleichen Geschlechte diente. Die Söhne des genannten Rodulfus advocatus, Werner und Rudolf, teilten offenbar Besitz und Ämter unter sich und gründeten dann auch die beiden Grafenhäuser Homberg und Tierstein, die während vier Jahrhunderten für unsere Gegend das politische und kulturelle Leben mitbestimmten. Möglicherweise könnte der Ausbau der Burg auf dem *Vorderen Wartenberg* über MuttENZ auf den bischöflichen Vogt Rudolf von Homberg zurückgehen. Von den drei Wehranlagen, die im Laufe der Zeit auf diesem weit in die Rheinebene blickenden Höhenzug errichtet wurden, ist diese vordere die weitaus größte und gibt sich ähnlich einer alten Volksburg mit einem mächtigen Bering, an den verschiedene Türme, Wohn- und Ökonomiebauten angefügt sind. Die Technik des Mauerwerks weist darauf hin, daß verschiedene Herren und Baumeister nacheinander hier mitgewirkt haben.

In den gleichen Jahrzehnten, in denen die Homberg/Tiersteiner in den Urkunden auftauchen, finden wir auch andere Grafengeschlechter in den Gebieten, die mit den Bischöfen von Basel in Verbindung standen. Da sind einmal die schon genannten Grafen von *Froburg*, in deren Familie die Taufnamen Adalbero, Volmar und Ortlieb heimisch waren. Sie lassen sich auch bis in jene Zeit verfolgen, in der die Herren sich noch nicht mit dem Zunamen Froburg nach der Feste über Olten näher bezeichneten. Einer der Ihren muß auch Mönch zu St. Alban bei Basel geworden sein, in jenem Kloster, das uns durch die erhaltenen Urkunden vom geistlichen und weltlichen Leben in unserer Gegend erstmals besser zu berichten weiß. Eines der Schriftstücke von St. Alban nennt uns auch die Herren von *Röteln* zum ersten Mal. Bischof Burchard von Basel unterstellte nämlich nach dem 24. September 1102 die dem Kloster geschenkten Güter, die auf dem rechten Ufer des Rheines lagen, dem Schutz des Dietrich von Röteln, die des linken Ufers der Vogtei des Rudolf von Homburg. Diese Herren von Röteln müssen hier erwähnt werden, weil sie und ihre wohl in jenen Jahren entstandene Burg im Wiesental vielfach mit der Bau- und Kulturgeschichte unserer Gegend verknüpft sind. Bis zum Abschluß des Mittelalters können wir das spätere Baselbiet nicht aus dem Zusammenhang mit dem übrigen Umkreis der Bischofsstadt Basel herauslösen.

So muß hier auch der Grafen von *Saugern* gedacht werden, die ebenfalls mit der Gründung des Klosters St. Alban in einem gewissen Zusammenhang erscheinen. Denn nach Weihnachten des Jahres 1101 schenkte ein Graf Udalrich von «Sougere» dem Kloster seinen Besitz zu Kembs. Dieses Adelsgeschlecht, das mit den elsässischen Grafen von Egisheim verwandt gewesen sein muß, hatte wohl einige Zeit das Grafenamt über den Sornegau inne und sich daher am Zugang zum Delsberger Tal, in der Klus von Saugern und dann auch an der Hügelkante von Telsperg (Delsberg) Burgen errichtet. Ihr Besitz muß auch das Becken von Laufen umfaßt haben und mit dem Gebiet der Grafen von *Pfirt* zusammengestoßen sein, welche ihrerseits von den Grafen von *Montbéliard* abstammten.

Als ums Jahr 1085 in einem engen Juratal unterhalb des Paßwangs das *Kloster Beinwil* gegründet wurde, da traten die Grafen von Saugern für kurze Zeit ins Licht der Geschichte; sie betätigten sich als Gründer der geistlichen Stiftung, die auf ihrem Eigengut entstand. Möglicherweise fand aber der Bau von Kirche und Konvent erst anfangs des 12. Jahrhunderts statt; sichere Erwähnung des Klosters geschah erst in einer Urkunde vom Jahre 1147. Bald danach starb das Gründergeschlecht aus, und das Kloster gelangte durch eine Erbtochter des letzten Grafen von Saugern an die Grafen von Tierstein, welche sich nun im Gebiet der Birs ansäßig machten,

die Burg *Neu-Tierstein* oberhalb von Büsserach errichteten, dann aber von hier aus nach der Burg *Pfeffingen* zogen, welche sowohl den wichtigen Paß der «Platte» am Blauenberg als auch das Birstal beherrschte. Diese beiden Burgen entstanden in einer ganz anderen Form, als sie die bisherigen Volksburgen mit ihren weitgedehnten Burgberingen aufwiesen. Jetzt wurden mächtige Wohntürme errichtet, die sich in ihrem unregelmäßigen Grundriß den Felsköpfen anpaßten, auf denen sie standen. Ein Burgentypus wurde in unserer Gegend eingeführt, der uns auch späterhin noch mehrfach begegnen wird.

IV. Die Grafen von Froburg und das Kloster Schöntal

Von den frühen Bauten des durch die Grafen von Saugern gegründeten Klosters Beinwil hat sich nichts erhalten. Schon bald nach dem Aussterben seiner Stifter zeigte es sich, daß es zu wenig mit irdischem Gut begabt worden war, um zu einer auch geistlichen Blüte zu gelangen. Den bisherigen Bauten setzten Kriegswirren, Brand und Plünderungen zu; was sie aber zum Verschwinden gebracht haben mag, war vor allem die zu Ende des 16. Jahrhunderts begonnene Erneuerung von Kirche und Konventgebäuden. Die Mönche setzten sich trotz manchen Schwierigkeiten dafür ein, so daß – als dann trotzdem eine Verlegung des Klosters nach Mariastein im Jahre 1648 Tatsache wurde – in Beinwil nur Bauten aus der Zeit nach 1594 zurückgelassen wurden.

Wenn wir uns hier also von der ursprünglichen Klosteranlage kaum einen Begriff mehr machen können, so ist dies bei einem anderen Beispiel von Klostergründung im Gebiet der hohen Jurakämme völlig anders. Östlich des stillen Tales der Lüssel, in dem das Klösterlein Beinwil entstanden war, befindet sich der alte Paß-Übergang des Oberen Hauensteins, der schon von einer Römerstraße durchzogen war. Im Mittelalter, als auch noch andere Wege über die Höhen – so etwa das Kratteneggli oberhalb des Klosters Beinwil oder die «Wasserfalle» zwischen Reigoldswil und Mümliswil und das Kall bei Eptingen – vielfach begangen waren, wurde schließlich der Paßweg über den Oberen Hauenstein und Langenbruck doch bevorzugt, vielleicht auch dank dem Umstand, daß ein großer Teil des nördlichen Anmarschwegs in die Hand des elsässischen Klosters Murbach gelegt worden war und dieses sich um die Pflege des Weges sorgte; das Gebiet von Onoldswil, – jener großen Pfarr-Gemeinde, die ursprünglich von Hölstein bis Langenbruck reichte –, war nämlich an Murbach übertragen

worden, das ja noch manches Besitztum auf dem Wege nach dem Süden sein eigen nannte (so auch Luzern).

Wann nun dieses Tal mit der Kirche St. Peter an die Grafen von Frobürg übergang, können wir genau nicht sagen. Es muß dies in jenen Jahren geschehen sein, da die schweren Kämpfe zwischen Kaiser und Papst im Gange waren. Die adeligen Herren waren in zwei Lager gespalten, von denen jedes sich gegen das andere zu sichern suchte. Andererseits wollten aber die Geschlechter doch zeigen, wie sie gesinnt waren; die einen gründeten Klöster und unterstellten sie der Abtei Cluny, um zu zeigen, daß sie zur päpstlichen Partei gehörten, die anderen stifteten ebensolche geistliche Konvente, um zu beweisen, daß es auch ihnen um das religiöse Leben ging, aber die weltliche Gewalt dem Kaiser bleiben sollte.

In diesen reich bewegten Jahrzehnten, deren Wellenschlag noch heute an vielen baulichen Spuren erkennbar ist, fühlten sich auch die Grafen von Frobürg bewogen, ihren Beitrag zu leisten, einmal in der Gründung von Städtchen und Burgen, zum andern in der Stiftung eines Klosters, das zur Sicherung des Paßweges über den Oberen Hauenstein dienen sollte. Das Kloster wurde in einem kleinen Seitental angelegt, das sich ganz nahe der Paßhöhe, nach Süden öffnete. Dort bot sich die Gewähr für ein stilles Leben des Gebets. In den ersten Märztagen des Jahres 1145 geschah die Stiftung durch den Grafen Adalbero von Frobürg, seine Gemahlin Sophie (von Lenzburg) und die beiden Söhne Volmar und Ludwig, zu Ehren der Jungfrau und Gottesmutter Maria. Die «Cella» sollte fortan der Mönchsregel des heiligen Benedikt unterstellt sein. Die Urkunde stellte Bischof Ortlieb von Basel, ein naher Verwandter Adalberos, – vielleicht seines Bruders Hermann Sohn –, aus. Das Schriftstück beschreibt genau die Grenzen des dem neuen Kloster geschenkten Landes, woraus hervorgeht, daß der Besitz von der Kräheck ob Langenbruck bis hinauf an Rehhag und Belchen (zur damaligen wie heutigen Grenze gegen Eptingen) reichte, aber auch westwärts über die junge Frenke hinüber nach dem Bilstein und dem Helfenberg das Gebiet bis zur Mümliswiler Grenze in sich schloß. In diesem Bereich sollte das Kloster Schöntal frei sein von jeglicher Dienst- und Steuerforderung irgend eines Herrn; auch sollte weder der Bischof von Basel als Landesherr noch das Kloster selbst als Grundherr eine Burg oder sonstige Befestigung anlegen dürfen. Niemand sollte hier ein Vogteirecht ausüben dürfen, es sei denn, daß die Mönche selber einen Vogt erwählten, dann aber sollte er dem Geschlecht der Grafen von Frobürg angehören.

Bescheiden müssen wir uns die Anfänge des Klösterleins denken. Der Gründer, Adalbero, muß bald nach 1145 verstorben sein. Seine Söhne, die

als Zeugen bei der Gründung dabei waren, scheinen sich nicht besonders um die Stiftung bemüht zu haben. Erst Graf Hermann II., der Enkel Adalberos (in den Urkunden von 1160 an erwähnt) nahm sich tatkräftig der Mönche im Walddal an. Er fügte zum bisherigen Besitz manches Weitere hinzu, so die Kirchlein von Titterten und Bennwil, die während Jahrhunderten mit Schöntal verbunden blieben und von dortigen Mönchen mit dem Messedienst betraut wurden. Zwei Jahre zuvor, 1187, muß der Bau des Klosters und seiner Kirche vollendet gewesen sein. Damals, im Sommer, fand die feierliche Weihe des Gotteshauses statt. Ein Schriftstück berichtet über das Bestehen einer ganzen Reihe von Altären und zählt die Heiligen auf, denen sie geweiht und deren Gebeine darin verwahrt waren.

Es ist für die Landschaft am Hauenstein ein besonderes Glück, daß von diesen Bauwerken des 12. Jahrhunderts noch einiges erhalten blieb, trotzdem dem Kloster kein rechtes Gedeihen und in der Reformation der endgültige Untergang beschieden war. Denn so wird die schöne Gegend am Belchen mit einem Kunstdenkmal ausgezeichnet, das einer genaueren Beschreibung wert ist, obgleich Viele, die es besuchen, über seinen Zustand enttäuscht sind.

Das im Jahre 1187 geweihte Gotteshaus hat sich mit seinen vier Mauern, die den rechteckigen Raum des Kirchenschiffes umfassen, erhalten, vor allem mit seiner markanten Westfassade, die aus sichtbaren gehauenen Quadern besteht, eine Seltenheit in unseren Gegenden. Das Portal besitzt in seinen Leibungen und vor allem am Sturz bemerkenswerte Ornamente, aus denen «Gottes Lamm», das Sinnbild für Christi Erlösertod, deutlich hervorsteht. Ein Halbrundbogen, der als Gesims einen weiteren Abschluß über dem Portal bildet, wird von drei Skulpturen in menschlichen und tierischen Gestalten besonders geschmückt; sind die Figuren Sinnbilder des Guten und Bösen? Es läßt sich viel daran herumrätseln, ohne daß an ein Ende zu kommen ist. Links und rechts vom Portal haben sich, allerdings stark verwittert, zwei Baldachine in halbrunder Fensterform erhalten, in denen Skulpturen stehen, die sicher nicht immer da gestanden haben und deren Zustand eine Deutung, wen sie darstellen sollen, kaum mehr zuläßt. Über dem breiten Gesims, das die Westfassade in zwei Teile trennt, befand sich einst ein Rundfenster, das aber in der Zeit nach der Aufhebung des Klosters zugesetzt worden ist.

Am Äußern der Kirche zeigt sich an den beiden Längsfassaden nichts Besonderes. An der Ostfassade, wo wir sonst die schönsten Teile alter Klosterkirchen zu sehen bekommen, fehlen leider die drei Apsiden, die in nachreformatorischer Zeit verschwunden sind; nur noch im Mauerwerk können wir deren Größe erkennen.

Das Innere des einstigen Gotteshauses weist leider fast nichts mehr auf, das dem einstigen Raum zur Zierde gereichte. Da es als Schopf dient und einige Einbauten gegen Osten hin den Durchblick schmälern, gewinnen wir keinen rechten Eindruck des Langhauses, zumal im 16. Jahrhundert eine Decke über Holzbalken eingezogen wurde, welche die Höhe des Raumes veränderte und auch die Ansätze der ehemaligen Apsiden an der Ostseite verschnitt. Wir können dort nur noch wenige Teile der ursprünglichen Architektur erkennen. Ob eine Restaurierung des bis heute erhaltenen Bauwerks möglich ist?

Auch in ihrem jetzigen Zustand kann uns die Klosterkirche eine gewisse Ehrfurcht einflößen vor dem, was die Grafen von Froburg hier im stillen Waldtal geschaffen haben. Noch eine andere, kleine Spur von diesem Wirken finden wir im Hofe *Spittel*, der an der Paßstraße des Oberen Hauensteins gelegen ist und der von Schöntal aus als Hospital für die Reisenden gegründet wurde. Hier finden wir im ältesten Teil des aus verschiedenen Zeiten stammenden Gebäudes noch Reste einer romanischen Kapelle, nämlich eine Säule in der Ecke des Raumes, der offenbar von einem Kreuzgewölbe überdeckt war und aus dem 12. oder 13. Jahrhundert stammt.

V. Burgen und Adel zur Zeit der Zähringer und Staufer

Ein halbes Jahrhundert lang oder wenig mehr finden sich in den spärlich vorhandenen Urkunden nur eine kleine Reihe von Geschlechtern, die dem Hochadel angehörten. Auch ihre Burgen sind vorerst nicht zahlreich gewesen. Erst seitdem mit Friedrich Barbarossa das schwäbische Geschlecht der Hohenstaufen das deutsche Kaiserreich zur höchsten Blüte brachte, nahm die Zahl der Wehranlagen auf den Anhöhen und im Schutz von Wasserarmen gewaltig zu. Die *Staufer* hatten erkannt, daß solche Burgen die beste Sicherung ihres Besitzes und ihrer Herrschaft bedeuteten und ließen durch ihre Dienstmannen allüberall solche Bauten aufführen. Aber auch die Gegner des staufischen Hauses waren in dieser Weise tätig, sowohl die Welfen, die aus dem Bodenseegebiet stammten und sich in Norddeutschland einen ausgedehnten Herrschaftsbereich schufen, wie auch die Herzoge von *Zähringen*, deren Ursprungsland das gleiche war wie das der Staufer, nämlich Niederschwaben nördlich der Alb bei den Neckar-Nebenflüssen Rems und Fils. Die Zähringer hatten schon im Kampfe Kaiser Heinrichs IV. gegen den Papst eine bedeutsame Rolle gespielt. Eine Tochter des im Jahre 1077 aufgestellten Gegenkönigs Rudolf von Rheinfelden war seit dem

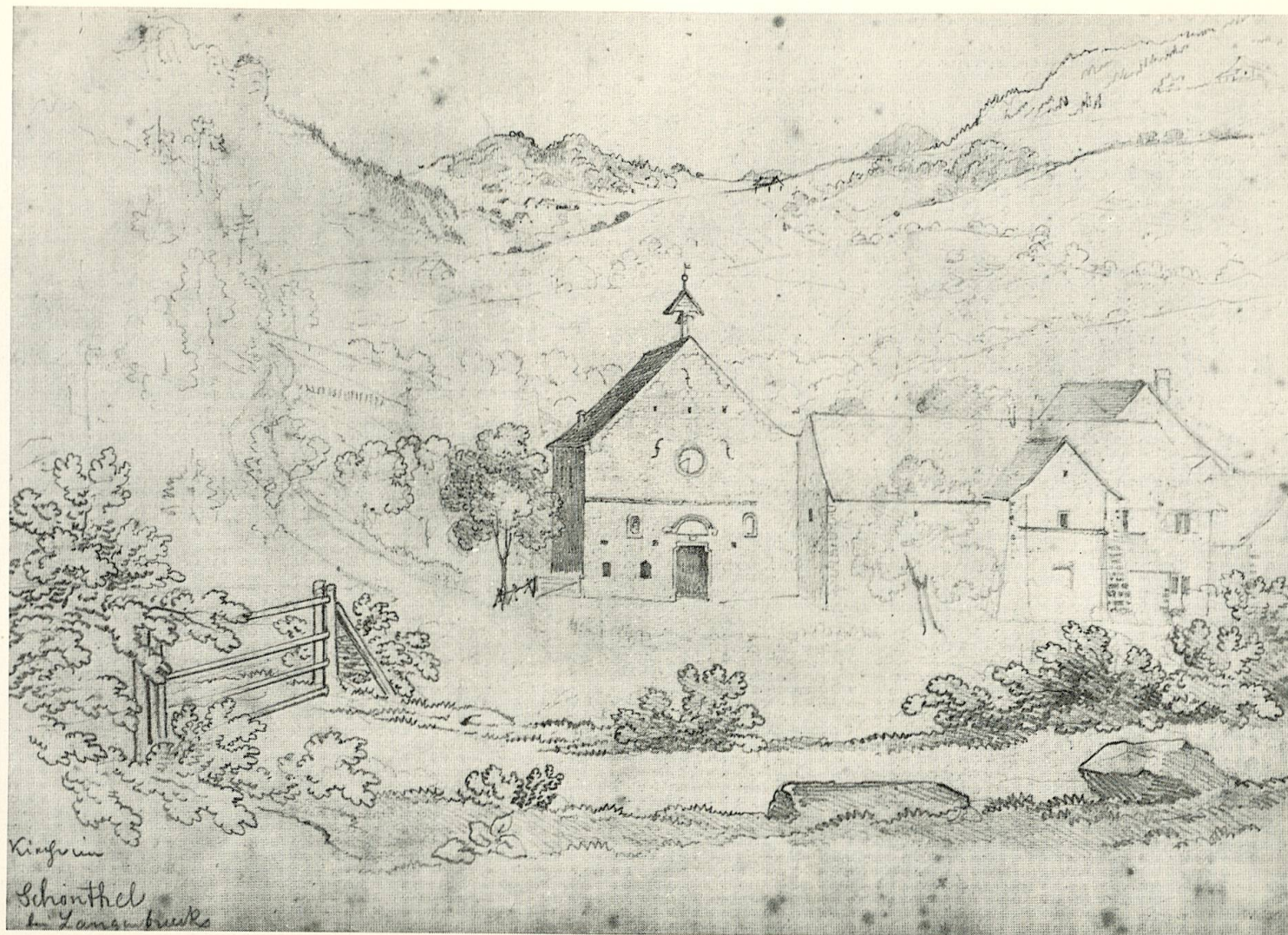
Jahre 1079 mit Herzog Bertold II. von Zähringen verheiratet; doch ging die Freundschaft der beiden Geschlechter weiter zurück. Während Kaiser Heinrich IV. an Ostern 1079 den ihm treu ergebenen Friedrich von Staufen zum Herzog von Schwaben ausrief, vergab Rudolf von Rheinfelden die gleiche Würde an seinen Freund und Schwiegersohn Bertold II. von Zähringen. Fortan blieben Zähringer und Staufer Gegner, auch nachdem Rudolf von Rheinfelden in der Schlacht bei Hohenmölsen in Thüringen 1080 gefallen war.

Wir können uns gut vorstellen, wie stark die Kämpfe zwischen den beiden Parteien gerade in unseren Gegenden gewütet haben müssen, stammte doch der Gegenkönig Rudolf aus einem Ort am Hochrhein, der eben damals seine erste große Bedeutung gewann, da die Burg auf der Rheininsel in erster Linie die Verbindung der zähringischen Lande im Breisgau mit denen in Hochburgund stützte. Basel und sein Bischof dagegen waren immer staufisch und kaiserlich gesinnt. So werden die Staufer die Wege, die nach Basel und von da weiter südwärts liefen, mit ihren Burgen und ihren Adelsnamen gesichert haben, während die Zähringer mit ihrem Gegenkönig Rudolf die Verbindungen über Rheinfelden auf alle und jede Möglichkeit zu schützen suchten.

Leider lebte in jenen ereignisreichen Zeiten, da nach dem unglücklichen Kaiser Heinrich IV. (1056–1106) vom Jahre 1138 an die Hohenstaufen die höchste weltliche Würde innehatten und das Kaiserreich zur höchsten Blüte brachten, in unseren oberrheinischen Landen kein Chronist, der die Geschehnisse mit seiner Feder festgehalten hätte. Das heißt, es gab wohl einige wenige solcher Schreiber, doch standen sie allzu sehr nur auf der einen, kirchlichen Seite und ließen sich gegen Heinrich IV. in stark einseitiger gehässiger Weise aus. Für die Kämpfe zwischen Staufern und Zähringern steht uns keine eingehende Schilderung eines Zeitgenossen zur Verfügung, so daß also auf schriftliche Weise nichts auf uns gekommen ist. Wir können einzig aus der Vielzahl der Burgen in der Umgebung von Basel auf eine reiche Tätigkeit der beiden gegnerischen Parteien schließen. Beide wollten nichts von ihren Besitztümern und Wegnetzen hergeben.

Von dieser wehrhaften Burg auf der Rheininsel vor Rheinfelden hat sich nichts erhalten. Die Steine, die Graf Rudolf zur Sicherung des Rheinüberganges hier verbaut hat, mußten längst jenen Wehranlagen weichen, welche die später hier herrschenden Habsburger an die Stelle der Burg aus dem 11. Jahrhundert hinsetzten. Wir können aber auch nicht mehr sagen, welche Burgen es waren, die dem Rheinfelder und seinen Zähringischen Freunden zur Wehr dienten.

Besser steht es mit der Burgenreihe, die den Staufern ihren Ursprung verdankt. Denn es haben diese Herrscher ein spezielles Quaderwerk



Kirchlein
Schönthal
in Lamsbühl



4 West-Fassade des Klosters Schöntal

besonders geschätzt und wohl von den Kreuzzügen und den Kämpfen in Italien her mit nach Deutschland gebracht. Es sind dies jene behauenen Steine, welche in vortrefflicher Weise mit einem glatten Randschlag versehen wurden, aus dem in dem mittleren Teil eine rauh behauene, bucklige Fläche (Bossen = la Bosse, französisch für Buckel oder Höcker) herausah.

Solches Werkmaterial finden wir auf einigen unserer Baselbieter Burgen. So auf dem *Vorderen Wartenberg*, der eine Mustersammlung für die verschiedensten Mauertechniken aufweist, so auf *Schloß Pfeffingen*, dessen gewaltiger Wohnturm in seinen unteren Teilen stattliche Quadern mit Bossen und Randschlag neben glatten Hausteinen und Bruchsteinen vermennt zeigt. Auch die Schildmauer an der Westseite einer späteren Bürgerweiterung ist teilweise aus hohenstaufischen Quadersteinen errichtet; doch zeigt sich gerade in dieser dicken Mantelmauer, welche die Angriffsseite zu schützen hatte, daß das Erdbeben von 1356 großen Schaden anrichtete. Anders kann man den Riß und die Flickstellen, die auf der Seite gegen den Halsgraben der Burg zu sehen sind, nicht erklären.

Das Erdbeben von Basel, das am 18. Oktober 1356 den Jura erschütterte, war wie ein Merkzeichen für die Burgen und ihre Bewohner. Während zwei Jahrhunderten hatte der Adel geblüht und sich seine Burgen auf den Anhöhen und an den Wassern erbaut. Es war eine großartige Zeit, die bis heute ihre Spuren hinterließ; denn nicht nur in Bauwerken, sondern auch in den territorialen Verhältnissen spiegelt sich gerade in unseren Landen immer noch ein Teil der Ritterzeit wider. Einzelne Geschlechter bildeten um die Burgen Herrschaftsgebiete, und viele von diesen gehören noch heute in Verwaltung, Lebensgewohnheiten und baulichen Besonderheiten zusammen. Denken wir da nur etwa an die Gebiete, die mit dem Bischof von Basel und dessen Residenzstadt zusammenhingen; im Gegensatz dazu standen die Landschaften, welche seit der Adelszeit den habsburgisch-österreichischen Herrschern verblieben, oder die mit der Aarestadt Solothurn jenseits des Jurakammes engere Beziehungen aufnahmen.

Doch wollen wir nun einmal einige der interessanten Burgen und Burgstellen betrachten, die in unserer Basler Landschaft, d.h. im Gebiet der heute als «Baselbiet» geltenden Nachbarschaft der Stadt in großer Mannigfaltigkeit ausgestreut liegen, mannigfaltig nicht nur in ihrer Lage, sondern vor allem auch in ihrem Erhaltungszustand, der nicht immer die frühere Bedeutung deutlich zu machen versteht.

Daß die Landschaft südlich und südöstlich von Basel mit Wehrbauten der Ritterzeit reichlich gesegnet ist, zeigt jede einigermaßen deutliche Landkarte, zeigt auch ein Blick in die Landschaft selbst. Wir kennen bei den einzelnen Burgen nicht jedesmal den Grund, der zu ihrem Entstehen führte.

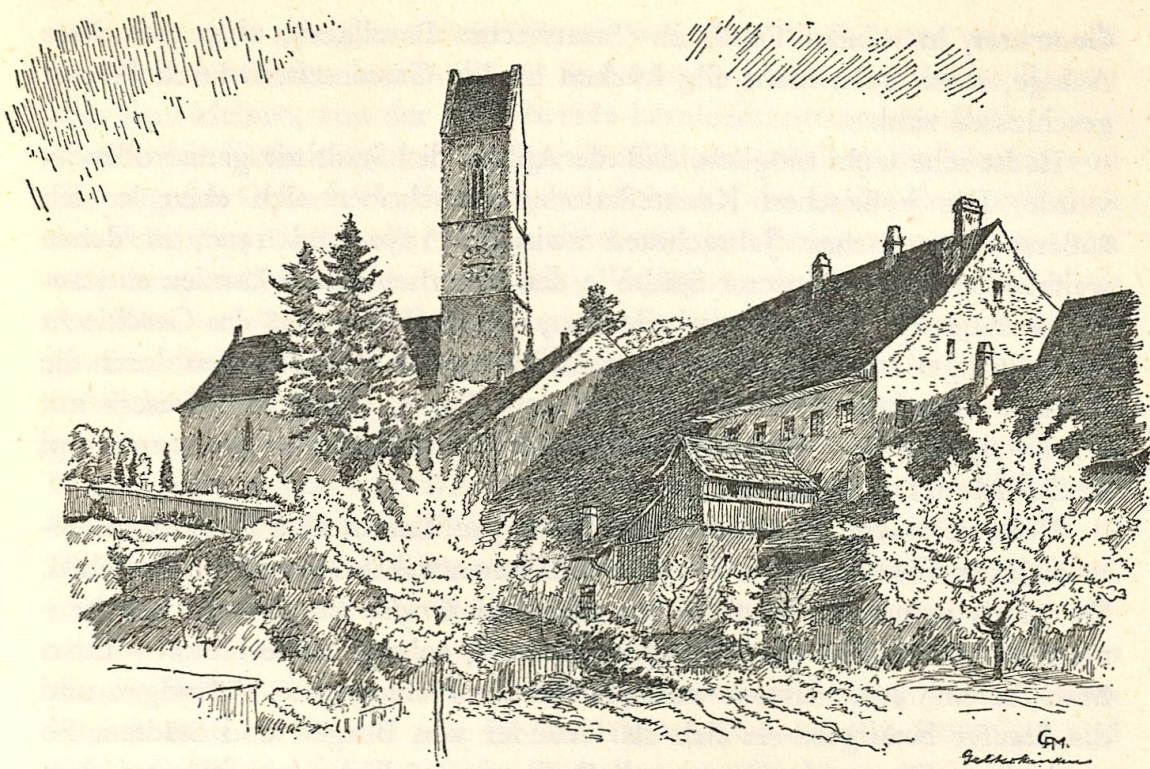
Auch wissen wir nicht immer die Zeit, in der sie auf den Felskopf, den Grat, der im Jura so leicht Schutz bot, aufgesetzt wurde. Wir können höchstens einzelne Gruppen unterscheiden.

Bei den meisten dieser Wehrbauten werden die Kämpfe zwischen den Staufern und den Zähringern eine gewisse Rolle gespielt haben. Es ist sehr wohl möglich, daß das letztgenannte Geschlecht mit dem Verwandten und Freund, dem Grafen und späteren Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden, sich die Wege zu sichern versuchte, die beim Rheinübergang von Rheinfelden zusammenliefen, nämlich von Norden aus dem Wiesental über den Dinkelberg, dann durch das Magdener Tal über die Wintersinger Höhe und Sissach nach dem Diegtertal und über die Kallhöhe in den Buchsgau oder über die Buuser Egg nach Gelterkinden und von da entweder über Zeglingen und die Höhe bei der Froburg oder über Oltingen nach der Schafmatt in den Buchsgau und ins Aaretal. Die Orte Sissach und Gelterkinden, die heute in erster Linie an der Ergolzthalstraße liegen, besaßen damals also auch Bedeutung durch die Querverbindungen. Die alten Burgstellen auf der Sissacherfluh und am Burgenrain zusammen mit dem künstlich aufgeschütteten «*Zunzger Büchel*», der, wie die Grabungen von 1950 zeigten, eine frühe Burg trug, und die Burgen um Eptingen werden, den alten Weg über den Kallpaß gesichert haben. Von den Burgen um Gelterkinden sind weniger Spuren vorhanden. Vielleicht können wir die *Scheideck* über Tecknau und die gegenüberliegende Ödenburg in Zusammenhang mit dem Querweg von Rheinfelden nach der Schafmatt bringen; die heutigen Namen dieser Burgstellen sind ja nicht die ursprünglichen und zeigen bloß Eigenschaften an, die in der jüngeren Zeit an den Burgen haften. Vermutlich stand auch ein festes Haus an der Stelle, wo heute der hohe Kirchturm von Gelterkinden aufragt.

VI. Städtegründungen

Gelterkinden

Eine weitere Vermutung hängt mit dem eigenartigen Grundriß der Ortschaft *Gelterkinden* zusammen. Könnte diese nicht eine versuchte *Stadtgründung* sein? In den Zeiten, da sich die Zähringer und Staufer bekämpften, waren nicht nur die Burgen vorzügliche Mittel der Sicherung von Straßen und Landschaften im Interesse des einen oder andern Herrschergeschlechts. Auch die Städte, erweiterte Burgen, dienten diesem Zweck



Kirche von Gelterkinden

und erfüllten ihn besser, als es eine enge Burg tun konnte. So könnten wir uns denken, daß einer der Gefolgsmannen der Zähringer den Auftrag erhielt, den Hügel östlich über Gelterkinden, der heute die Kirche trägt und von dem aus das Ergolztal und die ihm von allen Seiten zulaufenden Seitentäler prächtig überschaubar sind, mit einer Burg zu besetzen. Es sieht nun so aus, als wären von dieser Burg anstelle der späteren Pfarrkirche Flankenmauern hinabgestiegen, die eine südwärts bis zum Eibach, die andere nordwärts zur Ergolz, und hätten so die Hügelseite gesichert, während gegen Norden, Westen und Süden die beiden Bachläufe und ihnen entlang Palisadenwände die neue Stadt abschrmten. Merkwürdig ist ja, daß der Eibach in seinem letzten Teil, ehe er rechtwinklig in die Ergolz einmündet, noch rasch einen nach SW ausspringenden Winkel beschreibt, so als wäre er von der natürlich verlaufenden Linie westwärts verlegt worden, damit man auf seinem alten Bett die Markt- und die Schulgasse anlegen konnte. Die vom Dorf- oder Stadtplatz sternförmig ausstrahlenden Gassen sind fast alle gleich lang und so angelegt, daß sie vier trapezförmige Quartiere umschließen. Auch auf der ältesten Darstellung, die wir von Gelterkinden besitzen, dem Vogelschaubild von Georg Friedrich Meyer,

Geometer, in seinem Feldbuch (Staatsarchiv Baselland), zeigt sich diese Anlage, wenn auch nicht alle Lücken in den Gassenseiten durch Häuser geschlossen sind.

Es ist sehr wohl möglich, daß die Anlage der Stadt nie ganz vollendet wurde. Die politischen Konstellationen verschoben sich eben in den äußerst dramatischen Jahrzehnten zwischen 1150 und 1300, in denen weitaus die meisten unserer Städte in den oberrheinischen Landen entstanden, recht stark. Wir müssen bedenken, daß im Jahre 1218 das Geschlecht der Zähringer ausstarb, daß sodann die Macht der Hohenstaufen durch die Kämpfe zwischen Friedrich II. und dem Papst, sowie des Kaisers mit seinem eigenen Sohn Heinrich stark in Mitleidenschaft gezogen wurde und schließlich daran zugrundegang.

Vom verworrenen Zustand im Reich profitierten eine Reihe von Geschlechtern, die mit starker Hand und zielbewußt ihre eigene Politik trieben. Da waren in unserer Gegend vor allem die *Grafen von Froburg*, welche – vermutlich auf Seite der Zähringer stehend, solange diese lebten – ihren Machtbereich auszudehnen wußten. Wie die Herzoge von Zähringen und die Staufer betätigten sie sich als Gründer von Burgen und Städten. So verdanken Olten, Aarburg und Zofingen, südlich des froburgischen Stammsitzes im Buchsgau und Aargau gelegen, den Froburgern ihr städtisches Wesen und ihre befestigte Anlage. Weiter westlich im Buchsgau versuchte das gleiche Geschlecht, sich mit dem Städtchen Fridau an der Aare einen wichtigen Flußübergang zu sichern; ferner legte es an der uralten Straße von Solothurn über den Oberen Hauenstein die Städtchen Wiedlisbach und Klus bei Balsthal an der Südseite des Paßes und Waldenburg und Liestal an dessen Nordseite an.

Waldenburg

Schon längere Zeit hatte in der Talenge zwischen Richtifluh und Gerstelfluh eine Burg bestanden, die vom Hügel der «*Schanz*» aus den Durchpaß zu sperren vermochte. Vermutlich war diese Feste von der Abtei Murbach in ihrem Grundbesitz, der ja die große Gemeinde Onoldswil umfaßt hatte, gegründet worden. Aber die Murbachischen Güter befanden sich, als die Grafen von Froburg in die Geschichte eintraten, bereits in deren Händen, ohne daß wir wissen, wie dieser Übergang geschah.

Östlich unter dem Fels, der die alte Burg trug, stand wohl als Zugehör und Vorburg eine Gruppe von Häusern, aus welcher dann das *Städtlein Waldenburg* erwuchs. Heute heißt dieses kleine Viertel die «Vorstadt»; sie

weist nur noch wenig von alten Häusern auf, denn die früheren werden alle aus Holz bestanden haben. Diese Siedelung lag also südlich der Brücke über dem kleinen, von der «Waldweid» herniederkommenden Bach.

Bei der Gründung des heutigen Städtchens wählten die Grafen von Froburg das Gelände nordöstlich der «Schanz», das in der Enge zwischen den Felsgräten rasch nach Norden abfiel und zum Anlegen von Gassen erst noch hergerichtet werden mußte. Eine Verlegung der Frenke aus der Mitte der Klus an den Steilfuß der Gerstelfluh wird damals erfolgt sein. So gewann der Stadtplaner links vom Bach den Raum für eine Haupt- und eine westliche Hintergasse; eine zweite Hintergasse, wie sie bei anderen Stadtgründungen aus dieser Zeit üblich war, fehlt hier, so daß der Grundriß von Waldenburg jenem von Wiedlisbach ähnelt, das auch nur zwei Gassen besitzt, eine Vorder- und eine Hintergasse. Die Hauptgasse wurde in Waldenburg wie üblich mit einem oberen und einem unteren Tor geschlossen; das obere stand aber nicht in der Achse der Gasse, sondern lag verschoben und erhöht, dort, wo beide Gassen zu ihm umbiegen können, um die alte Brücke über den Seitenbach zu gewinnen. Diese Lage des Obertors könnte eben ein Beweis sein für den älteren Bestand von Brücklein und Vorstadt, die vor das eigentliche Städtchen zurückreichen.

Die obere Schmalseite des Städtchens, in welcher der Obertorturm etwa die Mitte einnimmt, war an die Stelle gesetzt, wo die Ringmauer am deutlichsten als Talsperre wirken konnte; sie geht noch heute von den auf ihr erbauten Häusern am Areisliweg weiter an die Felsen der Richtifluh hin und steigt dort soweit, daß irgend ein Durchkommen unmöglich gemacht wird. Östlich vom Tor ist der Zusammenhang wegen des Durchbruchs der neuen Paß-Straße von 1830 nicht mehr klar zu sehen; aber jenseits des Baches können wir die Stelle erkennen, wo die Talsperre am Felsen endete.

Die untere Schmalseite von Waldenburg sah ursprünglich weit wehrhafter aus als die obere, wie uns auch die Zeichnung von G. F. Meyer von 1681 klarmacht. Das Kornhaus neben dem Untertor, aus dem im Anfang des 19. Jahrhunderts ein Kirchenbau gemacht wurde, sah mit seiner hohen fensterlosen Nordseite mächtig aus. Wenige Schritte östlich davon floß auch die Frenke durch ein kleines Tor, das auf der Innenseite mit einem Wehrgang versehen war. Westlich vom Untertor verlief die Stadtmauer so, wie sie glücklicherweise noch heute zu sehen ist; im ersten Teil bildete sie die Außenwand einer Häusergruppe, weiter gegen die nordwestliche Stadtecke zu gab es eine Reihe von Zinnen, die zum wehrhaften Eckhaus, dem alten Adelssitz der Herren von Arnoldsdorf (Arisdorf), führten. Dieses bereits im Jahre 1244 erwähnte «Steinhaus» hat sich glücklicherweise als Pfarrhaus bis heute erhalten. Und überraschend sind sogar beim kürzlich vorgenom-

menen Reparieren von Mauerwerk und Verputz Reste der Zinnen als östlicher Hausteil sowie gegen die Ecke hin eine Reihe von Quadersteinen mit einer Fuge zum Vorschein gekommen, welche letztere noch vom Aborterker herstammen, den G. F. Meyer in seiner Federskizze festhielt.

Was nun bei der alten Stadtanlage von Waldenburg besonders merkwürdig erscheint, ist die Tatsache, daß dem Erbauer ein Schützen durch die beiden quer durch das Tal geführten Stadtmauern nicht genügte, daß er vielmehr an der westlichen Längsseite am Fuß der Richtiflüh die Häuser der Stadt nicht bis an die Halde hin gebaut haben wollte, sondern hier die Stadt mit einer Längsmauer abschließen ließ, auf der die Hinterseite der Häuser des «Adelbergs», der Nebengasse, aufstanden. Erst seit dem 18. Jahrhundert wohl wurde die Mauer durchbrochen und eine Reihe von Schöpfen und Ställen in den alten Graben gestellt, der hier bis zur oberen Quermauer am Areisliweg lief. Vortrefflich sichtbar steht die Mauer am Rande des Pfarrgartens, weiter oben zeigt sie sich vor allem bei den Eingängen in die Bürgerhäuser, die eine dicke Mauer durchbrechen mußten.

So ist eigentlich noch bis heute das Gefüge, das die Grafen von Froburg ihrem Sperrstädtchen gaben, recht gut erhalten; einzig das Untertor mit seinem stattlichen Turm ist verschwunden oder durch den Kirchturm ersetzt.

Von ihrem Stammsitz über Olten aus hatten die Grafen von Froburg ihren Machtbereich nicht nur westwärts zum Oberen Hauenstein, sondern auch nordwärts gegen das Ergolztal hin erweitert, ja sie erreichten es, daß ihnen sogar der *Wartenberg* bei MuttENZ vor den Toren der Bischofsstadt Basel in die Hände geriet. Graf Hermann III., der von 1201 bis 1236 erwähnt wird, nutzte die sich ihm bietende Gelegenheit aufs trefflichste aus. In seine Zeit fielen die gewaltigen Kämpfe des im Jahre 1210 zur Regierung gekommenen Staufers Friedrich II. mit dem Papst und seinen übrigen Gegnern. In den 1220er Jahren geschah aber auch die Öffnung des Gotthardpasses, der den Verkehr im Lande zwischen den Alpen und dem Jura fortan völlig veränderte. Die Straßen, welche bisher vom Kernlande des deutschen Reiches am Rhein nach Italien führten, – jene über den Großen St. Bernhard im Westen und über den Septimer und den Julier im Osten – wurden von den Reisenden und Händlern zugunsten der kürzeren Route vom Vierwaldstättersee nach dem Langensee verlassen. Vor allem gewann nun die Straße vom Rheinknie bei Basel über den Unteren Hauenstein nach Luzern gewaltig an Bedeutung, und die Grafen von Froburg wußten diese Veränderung für sich auszunutzen. Nachdem ein Sohn Ludwigs III., Hermann IV., die Erbtöchter der nach 1223 aussterbenden Grafen von Homberg geheiratet hatte, zog er mit dieser auf die eben damals über Läuelfingen erbaute Burg

Neu-Homberg, nach der er sich im späteren Leben auch nannte. Der alte Weg über den Paß, der bisher vom Erlimoos nach Wisen und weiter nach Zeglingen gegangen war, wurde durch den anderen, wenig westlicher durchführenden, ersetzt, nämlich durch jenen am nunmehr entstehenden Dörflein Hauenstein vorbei ins Tälchen der Pulfisei und nach Läuelfingen und Buckten führenden Weg, der von der neuen Burg aus überblickt werden konnte.

Nun, so könnte man meinen, müßte der alte Markort *Sissach*, der dem Sisgau zweifellos den Namen gegeben hat, als Ausgangsort des Paßweges an der nördlichen Seite in erster Linie von der neuen Lage gewonnen haben. Das mag bis zu einem gewissen Grad sicher der Fall gewesen sein. Aber damals – in den Zeiten der großen Kämpfe – war eine strategisch gesicherte Lage von großer Wichtigkeit; und eine solche war Sissach, das ursprünglich dem Diegterbach entlang zur Ergolz hinab gelegen war, nicht eigen. Die Grafen von Frobürg erkannten, daß zum Schutz und zur Absperrung des Ergolztales eine Stelle unterhalb von Sissach weit besser geeignet war. Wo sich die Frenke mit der Ergolz und somit die Straßen über den Oberen und den Unteren Hauenstein vereinigen, zieht sich von Südwesten her ein Hügel bis nahe an die Ergolz vor. An dessen Westseite, die steil zum Orisbach abfällt, bestand wohl schon seit der Römerzeit eine Siedelung, die mit der benachbarten in Munzach eng zusammenhing. Hier nun sahen die Froburger den besten Ort, um das Tal und die Straße sichern zu können.

Liestal

Eine Burg oder ein fester Turm, der die beiden zusammenkommenden Wege überwachte, muß schon im 12. Jahrhundert bestanden haben. Er stand dort, wo heute die Burgstraße oberhalb des Liestaler Obertors als Teil der alten römischen Straße über den Oberen Hauenstein ziemlich steil ansteigt. Den auf dem Areal des heutigen Gasthofs zum «Engel» stehenden gedrungenen Turm neben dem Gottesacker hat der Zeichner J. J. Ringle noch gesehen; denn er hat ihn in sein Vogelschaubild eingetragen, das später in Matthäus Merians *Topographia Helvetiae* von 1642 aufgenommen wurde. Dieser Wehrbau genügte nach der durch den Gotthardverkehr erhöhten Bedeutung der Straße zur Sicherung nicht mehr. Daher befestigten die Grafen von Frobürg den darunter gelegenen Ort *Liestal* und erweiterten ihn. Den Markt, der bisher an der Stelle, wo die alte Talstraße die Frenke überschritt, abgehalten worden war – bis heute hat sich hier die Bezeichnung «Altmarkt» erhalten – verlegten die Grafen auf jenes Straßenstück oberhalb der bis-

herigen Siedelung Liestal, das sie nun in den befestigten Bering mit hinein nahmen und es so breit als möglich anlegten, damit es seinem Zweck richtig dienen konnte. Die in schönem Bogen leicht ansteigende Rathausstraße ist bis auf diesen Tag das Prunkstück der Stadtanlage geblieben.

Aber auch sonst darf Liestal als ein besonders geschickt angelegtes wehrhaftes Städtlein bezeichnet werden. Zu vorderst auf der Hügelzunge stand ja seit uralter Zeit ein Heiligtum, das vielleicht schon in der keltisch-römischen Zeit seinen Ursprung hatte und in der fränkischen Zeit durch ein christliches Gotteshaus ersetzt wurde. Um dieses lag ein Friedhof nahe dem Weg, der das Tal heraufkam und in einem Bogen um die Kirchhofmauer herumführte. Die Häuser um die Kirche wurden im 13. Jahrhundert dann in die Stadtgründung der Froburger miteinbezogen, solcherart, daß das Untertor gerade dorthin zu stehen kam, wo der Weg talaufwärts über den Orisbach setzte und am rechten Ufer umbog in jenes Straßenstück, das die Grafen zur Marktgasse einrichteten.

Wenn wir den Stadtgrundriß von Liestal genauer betrachten, so merken wir deutlich, daß er aus zwei Teilen besteht, aus einem rechteckigen Teil, der um die diagonal darinliegende Kirche geschart ist und aus einer südöstlich daran anschließenden, trapezförmigen Verlängerung. Die Grenze zwischen beiden Teilen stellt ungefähr die Rosengasse dar, mit einer westlichen Verlängerung der Querlinie, wie sie das Nonnengäßlein zeichnet. Bis zur Rosengasse muß der alte Kern von Liestal gereicht haben; anstelle der Kirchhofmauer entstanden in der Zeit, wo Liestal zur Stadt wurde, kleine Bürgerhäuser, welche die Kirche bis heute völlig umringen. Der frühere Gottesacker und heutige Kirchplatz ist nur noch durch drei Durchgänge unter solchen Bürgerhäusern erreichbar. Ein vierter mag noch von der Rosengasse her bestanden haben; er ist heute nur noch in seinem Anfang erhalten und hört zwischen den Häusern auf, ohne ganz durchzustößen.

Daß Liestal in zwei auch zeitlich voneinander getrennten Teilen entstand, können wir am deutlichsten am Verlauf der südwestlichen Ringmauer erkennen, die heute durch eine lange Häuserreihe gebildet wird. Bei der Stadtmühle stoßen die beiden Teile aneinander; der eine, untere, verläuft der Mühlegasse entlang, einem ausbuchtenden Halbmond gleich, und ebenso der andere, obere, der die äußere Seite des Fischmarktes umfaßt. Auf diese Weise springt bei der Stadtmühle ein Winkel ein, zeigend, daß die Ummauerung und Bebauung nicht aufs Mal geschaffen worden ist.

Auch im Innern des Städtchens treffen wir noch auf Merkmale verschiedener Wachstums-Epochen. So ist auch der rückspringende Winkel an der

Unteren Rathausstraße, beim westlichen Zugang zum Kirchhof, merkwürdig; er läßt sich nur so erklären, daß eben hier die Grafen von Frobürg mit ihrer Marktgasse ansetzten, als sie den Ort erweiterten und zur Stadt erhoben. In Liestal gab es aber nicht, wie in anderen damals gegründeten Städtchen, Seitengassen, die parallel zur mittleren Hauptgasse verliefen. Warum der «Fischmarkt» so ausgeweitet die Südecke der Stadtanlage einnahm und weshalb die «Kanonengasse» allein das Dreieck zwischen Rathausstraße und Stadtmauer durchzieht, ohne eine Parallelgasse auszusenden, ist wohl nur daraus zu erklären, daß eben schon allerlei Häuser auch auf diesem Teil des kleinen Plateaus bestanden, als die Froburger die Stadtanlage durchführten.

Die alte Burg an der Gabelung der beiden Hauensteinwege hatte ihre Rolle ausgespielt, als diese feste Stadt neben ihr entstand. Aber auch deswegen, weil bei deren Untertor sich der «Freihof» erhob, eine kleine Stadtbürg im Stadtbering, die mit ihrem Hofe von der übrigen Stadt durch Mauer und Graben abgesondert war. Klar sehen wir dies auf dem Vogelschaubild, das der Geometer Jakob Meyer um das Jahr 1663 geschaffen hat. Aber auch die Zeichnungen von Emanuel Büchel erinnern deutlich an diese Sonderstellung des «Freihofs», der im Jahre 1438 erstmals erwähnt wird, aber bestimmt viel weiter zurückreicht. Im genannten Jahr übergab der damalige Stadtherr von Liestal, der Bischof von Basel, die «Hofstadt», unter welcher der Freihof verstanden war, mitsamt dem nahen «Sinwelen-türlein genannt zu Sant Urban» dem Ritter Hans Heinrich von Eptingen zu Lehen. Daß dieser Nebenausgang der Stadt im Zusammenhang mit dem Adelssitz erwähnt wird, läßt darauf schließen, daß die Eptinger hier die Burghut über diese Stadtecke mitübernahmen. Aber noch etwas können wir daraus vermuten, daß nämlich dieses «Türlein» am oberen Ende der heutigen Freihofgasse stand, wo die Straße vom Untertor her ihren zweiten Knick macht und daß die Stadt während längerer Zeit hier zu Ende war, so daß die tieferliegende Mühlegasse erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts mit in die Stadtanlage einbezogen und mit einer Mauer umschlossen wurde. Auf diese Möglichkeit läßt die Tatsache schließen, daß im Jahre 1355 vom «Sineweile Thurn», 1438 aber vom «nüwen Thurn» die Rede ist, welcher letzterer später auch Pulverturm (1595) und Kostenzerturm genannt wurde. Dieses feste Bauwerk stand dort, wo heute das Wehrmannsdenkmal zu sehen ist.

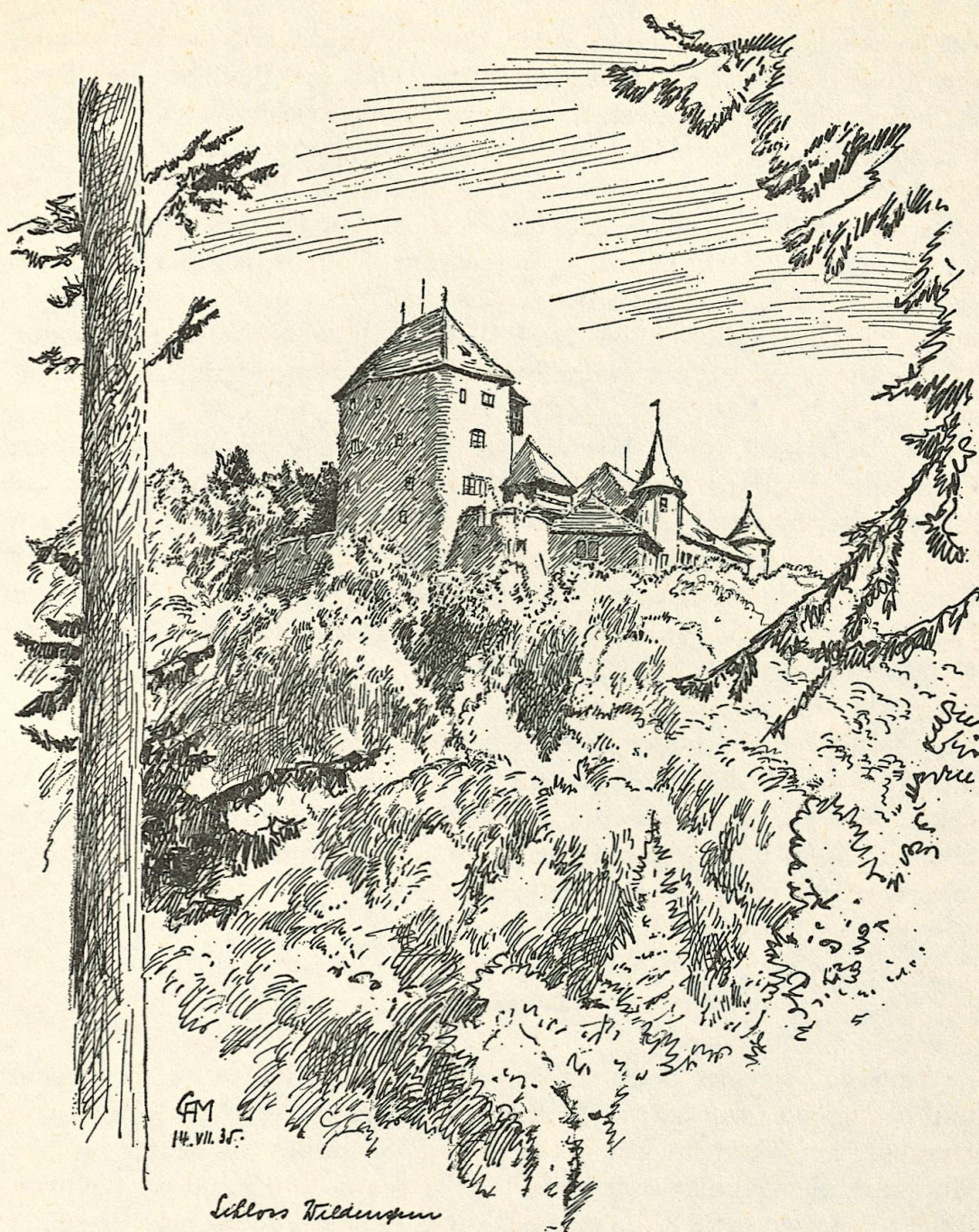
Wir sehen, daß aus den alten Schriftstücken und dem Stadtgrundriß von Liestal noch allerlei herausgelesen werden kann. Die Zeit, da die Hohenstaufen im deutschen Reiche regierten, brachte für die damals gegründeten Städte eine rasch einsetzende Blüte, und die zuerst geschaffenen Anlagen

mußten bald erweitert werden. Auch in Basel setzte sich ja vor der Befestigung (Mauern oder Palisaden) stets wieder ein neuer Kranz von Bauten an, die ein Weiterhinausschieben der Tore notwendig machten. So können wir uns auch ein gewisses Wachstum von Liestal über den ersten Grundriß hinaus vorstellen.

Kleinere Burgen

In einer solchen Stadt siedelten sich neben Dienstleuten der Grafen von Froburg, die teils dem alten Adel angehörten, teils in diese Schicht emporstiegen, auch zahlreiche Leute vom Lande an, auch Leibeigene, die in der «Stadtluft frei wurden». Die *Herren von Eptingen*, denen wir als Lehensträger im Freihof zu Liestal begegnen, zählten sich zum freien Landadel, dessen Ursprung wir nicht genau kennen; sie selber glaubten daran, daß sie zu den Altfreien gehörten, obgleich sie später überall als Lehensträger erscheinen, in den Diensten der Froburger und Homberger, des Bischofs von Basel oder der Habsburger. Ihre Stammsitze lagen, wie ihr Name besagt, beim Dorfe Eptingen, wo sie wohl von den Königen mit der Hut des Paßes über die Kallhöhe betraut waren. Auf welcher Seite sie in den Kämpfen zwischen Staufern und Zähringern standen, ist schwer zu sagen, da die Glieder ihres Geschlechtes eigentlich erst beim Ausklingen der staufischen Epoche richtig erfaßt werden können. Sicher ist nur, daß sie sich im 13. Jahrhundert aus ihrem Heimattal lösten und an den verschiedensten Orten im Jura und um Basel Lehen übernahmen. Vielleicht kam dies deshalb, weil der Verkehr über den Kallpaß durch die Verbesserung des Weges über den Unteren Hauenstein stark zurückgegangen war und die Familie der Eptinger, in eben dieser Zeit zahlreich geworden, nach neuem Lebensunterhalt suchen mußte. So finden wir sie auf der Burg *Bischofstein* über Sissach, im Freihof von *Liestal*, auf der Burg *Madeln* über Pratteln, auf den Burgen *Wildenstein*, *Gutenfels* und *Ziefen* im Frenketal, auf der wichtigen Burg *Blochmont* an der Straße vom Sundgau in den Jura, in Delsberg und Pruntrut, selbstverständlich auch in der Stadt Basel und schließlich in zahlreichen Dörfern des südlichen Sundgaues.

Wenn wir die aufgezählten Burgen in baulicher Hinsicht etwas näher anschauen, so können wir in keiner Weise eine ähnliche Bauart entdecken; jede von ihnen ist in ihrem Grundriß anders als die andere, so daß wir also nicht sagen könnten, ein Geschlecht habe beim Bau seiner Sitze etwa die gleichen Grundsätze angewendet. Viel wichtiger war immer die Lage des sicher und fest zu gestaltenden Hauses auf einem Felsgrat oder Sporn.



Schlöss Wildenstein

Schloß Wildenstein

Merkwürdig und unterschiedlich sind sowohl die Mauerzüge von Bischofstein wie von Madeln. Daß Bischofstein einen runden Turm besitzt, läßt auf eine jüngere Bauzeit schließen; anderseits steht dieser Turm aber so innerhalb der Umfassungsmauern, daß ein älterer Grundriß anzunehmen

ist. So haben also auch die kleineren Burgen, welche sich die Dienstleute, die Ministerialen, der Grafengeschlechter und des Bischofs von Basel erbauten, alle ihre Eigenheiten, und wir können sie höchstens in einige Gruppen einteilen, einmal in jene aus den Volksburgen erwachsenen mit einem ausgedehnten Mauerbering, zum andern in die der unregelmäßig oder regelmäßig auf die Felsköpfe gesetzten Wohntürme, drittens in die Gruppe der an die Schildmauer angesetzten Wohntürme, viertens in die sich hinter einen Wehrturm bergenden regelmäßig gegliederten Anlagen und schließlich fünftens in die durch Wasserläufe oder -flächen geschützten Weiherhäuser, die bei uns in der letzten Zeit des Burgenbaues recht häufig aufkamen.

In die erste Gruppe können wir einreihen: Vorderer Wartenberg, Ödenburg, Froburg (außerhalb des heutigen Kantonsgebietes). In der zweiten finden wir: Pfeffingen, das anschließend an den unregelmäßigen Wohnturm zweimal erweitert wurde, Münchsberg, Reichenstein, Mittlerer Wartenberg und Wildenstein. Zu der dritten Art gehören Farnsburg und Homburg. Am häufigsten und wohl auch zu einer jüngeren Periode des Burgenbaues zählend: Birseck, der hintere Wartenberg, Schalberg, Waldenburg. Alle übrigen Burganlagen – und ihrer sind noch manche – lassen sich nicht leicht der einen oder anderen Spielart eingliedern. Es zeigt sich dadurch die Vielfalt der Möglichkeiten, die immer wieder durch die Gegebenheiten der Lage bedingt waren. Jedenfalls waren die Erbauer von solchen festen Häusern um Ideen, wie man sich am besten gegen die feindlichen Mitmenschen sichern konnte, nie verlegen.

Münchenstein

Noch eine zu einer kleinen Stadt erweiterte Burg ist bisher nicht genannt und beschrieben worden: *Münchenstein*. Hier waren nicht die Grafen von Homburg am Werk, sondern ein nicht weniger starkes Geschlecht aus dem Hochadel, nämlich die Grafen von Pfirt, die in den Gebieten westlich von Basel eine bedeutsame Rolle spielten und mit denen von Montbéliard eines Stammes waren. Sie standen mit Bestimmtheit auf der Seite der Zähringer gegen die Staufer; denn mehrere ihrer Glieder verheirateten sich mit Töchtern des herzoglichen Hauses. In der Zeit des Ausganges staufischer Macht gelangte ein Berthold von Pfirt auf den Basler Bischofsstuhl (1248–1262). In diesen Jahren wird es geschehen sein, daß sich die Grafen von Pfirt, die im Sundgau heimisch waren, an zwei Stellen auf dem rechten Ufer der Birs im sogenannten Sisgau festsetzen konnten, einmal bei Mün-

chenstein und zum andern auf Angenstein, der Burg in der untersten Klus des Birstales.

Wo der Stadt Basel zunächst im Unterlauf der Birs die erste Rebhalde an den Fluß vortrat, lag seit alemannischer Zeit das Dörflein Geckingen. Hier hatten sich die Grafen von Pfirt festgesetzt und um diesen ihren Besitz zu sichern, erbauten sie in jenen Jahren der kaiserlosen Zeit in der Nähe eine feste Burg, die von einer künstlich aus der Halde herausgearbeiteten Felskuppe herabsah. Ein Ringgraben trennte sie vom östlich ansteigenden Hang. Gegen den Fluß stieg der Hügel erst zu einer kleinen Terrasse und von dieser steil zur Flußniederung hinab. Dieses Gelände bot zum Anlegen einer Vorburg unter der eigentlichen Feste gute Gelegenheit. Von beiden Enden der Burg wurden Flügelmauern hinabgezogen und das sich bildende Städtchen mit je einem Tor auf der Nord- und der Südseite abgeschlossen. Die westliche, vor den Steilhang ausbuchtende Seite war hinlänglich durch die Natur selber geschützt.

Vermutlich beim Entstehen dieses festen Ortes gaben ihn die Grafen an das Basler Geschlecht der Münch, das im Dienste des Bischofs in den Adel emporgestiegen war. Die von ihnen als Lehen übernommene Burg nannten die reich gewordenen Stadtherren nach ihrem Namen «Münchenstein». Diese Bezeichnung bürgerte sich rasch ein und verdrängte den alten Dorfnamen Geckingen, zumal diese letztere Ortschaft ihre Bewohner rasch an die sichere und allzunahe gelegene Stadtgründung abgab. Nur die Kirche blieb weiterhin am alten Ort. Als die Grafen von Pfirt im Jahre 1324 ausstarben, ging die Oberhoheit über Münchenstein an deren Nachfolger, die Habsburger, über; die Münch nahmen Burg und Städtchen nun aus den Händen dieser Herrscher zu Lehen.

Die Nähe Basels und die Rivalität zwischen dieser Stadt und den Habsburgern tat dem kleinen Städtchen nicht gut. Da die Gründer gestorben waren und die Habsburger an Münchenstein kein besonderes Interesse zeigten, konnte sich die kleine Stadt nicht entwickeln. Wohl war sie befestigt; aber zu einer Stadtwerdung gehörte noch mehr: Es fehlten ihr die Rechte, Märkte abzuhalten und durch einen eigenen Rat und Bürgermeister regiert zu werden. So stand ihr Wachstum still, ja es ging noch zurück, besonders weil sich die Nähe von Basel auswirkte. Die Bewohner Münchensteins betrieben Landwirtschaft und Rebbau, Handwerker gab es wohl immer nur wenige. Und das Gastgewerbe, das einem Orte sehr oft den Charakter gab, da sich die Wirtshäuser an den Toren häuften, hatte im Burgstädtchen wenig zu tun, da der durchgehende Verkehr unbedeutend war und bis in die jetzige Zeit auch blieb.

VII. Die Dörfer des Baselbiets

Die Bedeutung des Wassers für die Siedlung

Bauliche Zeugen, die in das Mittelalter zurückreichen, gibt es bei uns außer den Burgen und Kirchen nur wenige. Die Behausungen der meisten Menschen, vor allem der Bauern, wurden in Holz errichtet, einem Material, das in der Nähe zu finden und leicht zu bearbeiten war, das aber schnell den Weg des Vergänglichen geht. Wenn heute in den Baselbieter Dörfern allenthalben weit mehr steinerne Bauten anzutreffen sind als in den benachbarten Landstrichen – etwa im Fricktal oder im Schwarzbubenland –, so ist dies wahrscheinlich nicht einer alten Gewohnheit seit der Römerzeit her zuzuschreiben, sondern den Baubestimmungen, welche die Stadt Basel vom 16. Jahrhundert an auf der ihr untergebenen Landschaft durchzuführen versuchte, besonders zur Verminderung der Feuersgefahr. Vorher sahen unsere Dörfer kaum anders aus als anderswo. Die Wände wurden aus Holz errichtet, so wie wir dies noch bei wenigen Stallungen – ein Beispiel findet sich noch im Unterdorf von Rünenberg – antreffen; die Dächer waren mit Schindeln oder mit Stroh bedeckt, so wie dies noch auf Darstellungen von Merian und Büchel zu sehen ist.

Vorerst wollen wir uns mit der Gestalt der Dörfer, ihrer Anlage, wie sie durch die Natur bedingt war, befassen. Erste Bedingung für eine Niederlassung der Menschen war immer ein Wasservorkommen. Ohne Wasser gibt es kein Leben, können weder Pflanzen noch Tiere noch Menschen gedeihen. Das Wasser wurde deshalb bei unseren frühen Vorfahren auch immer heilig gehalten. An Quellen und Flüssen befanden sich Stätten der Andacht und Verehrung; bei solcher Gabe beschlich den Menschen eine Ahnung von der Größe der Schöpfung und des Schöpfers.

Aus solchen Quellheiligtümern wurden in der Zeit der Einführung des Christentums oft auch christliche Weihestätten. Anstelle eines örtlichen Wassergeistes wurde ein Heiliger verehrt, vor allem Nikolaus von Myra in Kleinasien. So ist es zu verstehen, daß an der Quelle von Munciacum (Munzach) bei Liestal im Mittelalter eine Kirche stand; so läßt es sich erklären, daß die Kirche von *Lausen* so merkwürdig vom Dorfe abgerückt nahe dem rechten Ufer der Ergolz steht und daß sie dem heiligen Nikolaus geweiht ist. Auch die Kirche von *Ormalingen* war St. Nikolaus geweiht und führt ihren Ursprung sicher auf die starke Quelle zurück, die oberhalb von ihr aus dem Boden dringt. Möglicherweise geht auch der Standort der Talkirche zu *Weißkilch* bei Leimen auf ein solches Wasserheiligtum zurück; die

Franken haben dann die Verehrung der Örtlichkeit auf ihren Nationalheiligen Martin von Tours übertragen.

Die Kirchen sind an vielen Orten bis heute nicht zum Mittelpunkt eines Dorfes geworden; sie sind ja auch nicht die ersten Bauten einer Ansiedelung gewesen, sondern die Dörfer und Weiler sind älter als sie. Keltische und römische Orte treffen wir, wie die Namen verraten, im ganzen Gebiet des nördlichen Jura, vor allem an den uralten Straßenzügen. Manche Siedelungen wuchsen aus einem römischen Gutshof hervor. Doch die meisten unserer Dörfer und Weiler haben ihre heutige Form und Lage in der Zeit erhalten, da die Alemannen über den Rhein kamen und hier für ihre Sippen Wohnung und Lebensunterhalt suchten.

Im Birsigtal

Wenn wir nun im heutigen Baselbiet von Ort zu Ort gehen, so erkennen wir, wie vielfältig die Anlage der Siedelungen ist. Am wichtigsten war natürlich, wie sie sich nach einem Wasservorkommen richteten. Im Rheintal – Basel zunächst – und in den Tälern des Birsigs und der untersten Birs können wir feststellen, daß überall dort, wo ein größerer Bach aus dem hügeligen oder stärker bergigen Land in die Ebene hinausfließt, sich ein Dorf befindet. Da sind die Dörfer *Allschwil* und *Binningen* besonders typisch gelegen, da sie von einer langen Kette von Ortschaften, welche das Sundgauer Hügelland an dessen Ostrand begleiten, die südlichsten sind und zweifellos an einem uralten Keltenweg liegen, ähnlich wie Perlen an einer Schnur. In Allschwil treten aus dem lieblich gewellten Hinterland zwei Bächlein hervor, die sich südlich jenes Hügels zusammenfinden, auf dem die Dorfkirche steht, an einer Stelle, die römische Mauerreste unter dem alten Gottesacker verbirgt. Kein Wunder, wenn sich hier der Kern der Siedelung mit dem Dorfplatz befindet, von dem aus die Wege auf die verschiedenen Anhöhen hinansteigen und wo ursprünglich wohl auch der Keltenweg, der dem Fuß der Hügel entlangzog, eintraf. Der Weg nach der nahen Stadt Basel, der dem in die Ebene hinaustretenden Bach eine kurze Strecke entlang verlief, sieht eher aus, als wäre er ursprünglich nur ein Feldweg gewesen, der erst im 13. Jahrhundert gegen das erste innere Spalentor umbog. Interessant ist, daß der Bach durch den Lehm oder Löß, den er aus den Hügeln mitbrachte und in der Kiesebene draußen aufschüttete, schließlich höher lief als seine Nachbarschaft, so daß er von zwei Dämmen eingezäunt werden mußte, um westwärts weiterlaufen zu können. Diese Arbeit der Kanalisierung gehört zu den ältesten Tiefbauwerken unserer Gegend,

vielleicht gleichzeitig mit dem Bau des Albanteiches, der die Wasser der Birs zu den Mühlen beim Kloster St. Alban oberhalb Basel brachte. Man vergißt meist, daß solche Werke, wie der Allschwiler Bachgraben, für die mittelalterlichen Menschen etwas recht Ansehnliches gewesen sein müssen.

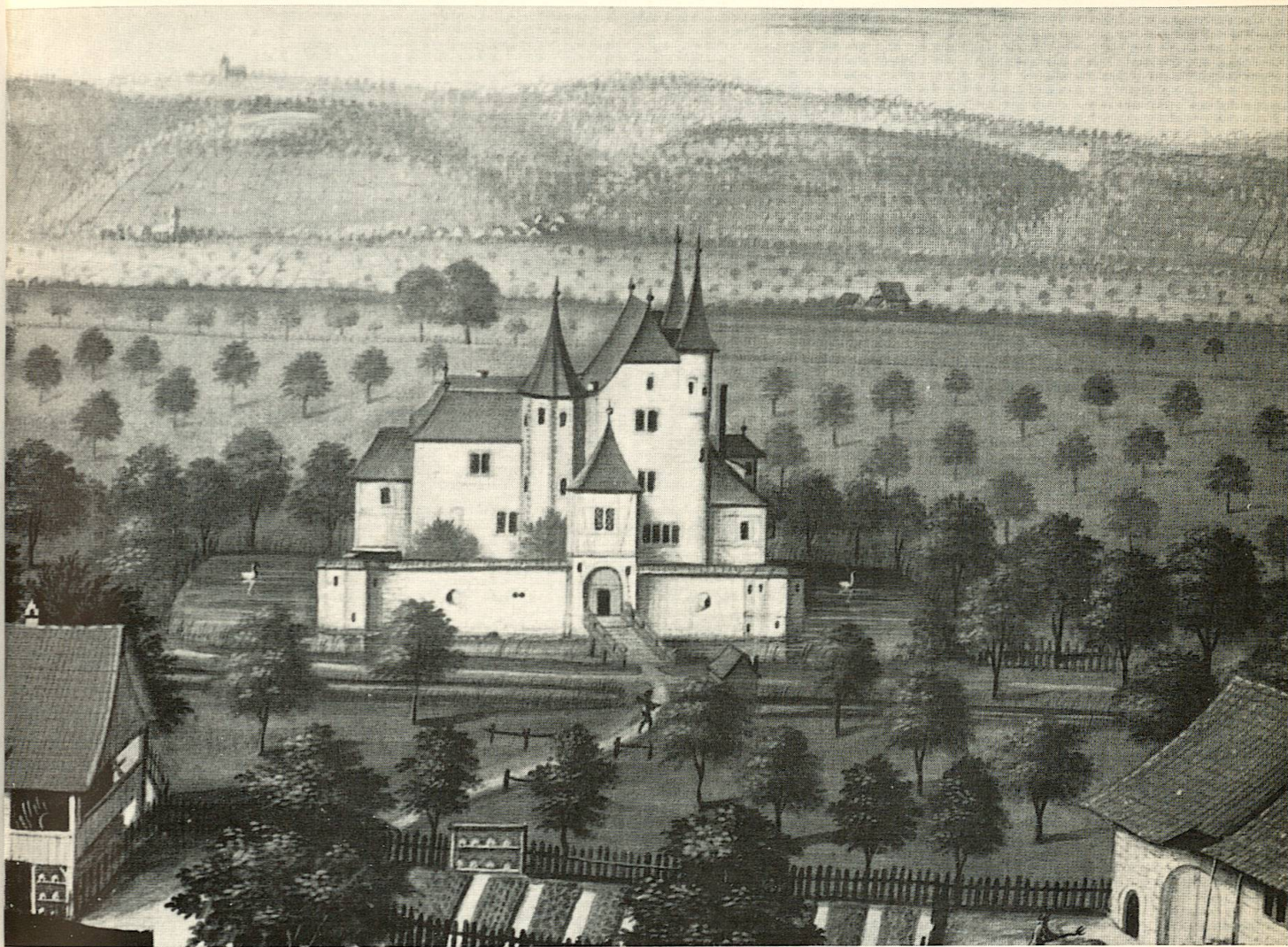
Auch im Nachbardorf *Binningen* gab es ein großes Tiefbauwerk, das während mehr als fünfhundert Jahren seine wertvollen Dienste tat. Es ist dies der «Kleine Birsig» oder «Rümelinbach», der am Nordende des Dorfes vom Birsig abgeleitet und der Bachlettenhalde entlang in die Altstadt von Basel geführt wurde, dort allerlei Mühlenwerke trieb, den Handwerkern und Metzgern zum Wegbringen von Abfällen diente und bei der Einmündung der Satteltasse in den Marktplatz wieder seinen Weg nach dem Birsig zurückfand.

Das Dorf selber, das ja älter als dieser Nebenwasserlauf ist, lag an der Westseite des Tales, merkwürdigerweise jener römischen Ansiedelung gegenüber, von der man vor wenigen Jahrzehnten in der Nähe der heutigen katholischen Kirche deutliche Spuren gefunden hat. Es muß für die mittelalterliche Bevölkerung nicht mehr der vorgeschichtliche Ort maßgebend gewesen sein; sie wohnte lieber dort, wo die Fluren auf dem Plateau westlich und südwestlich des Ortes sowie die Rebberge in der Lage gegen Südosten leicht erreichbar waren.

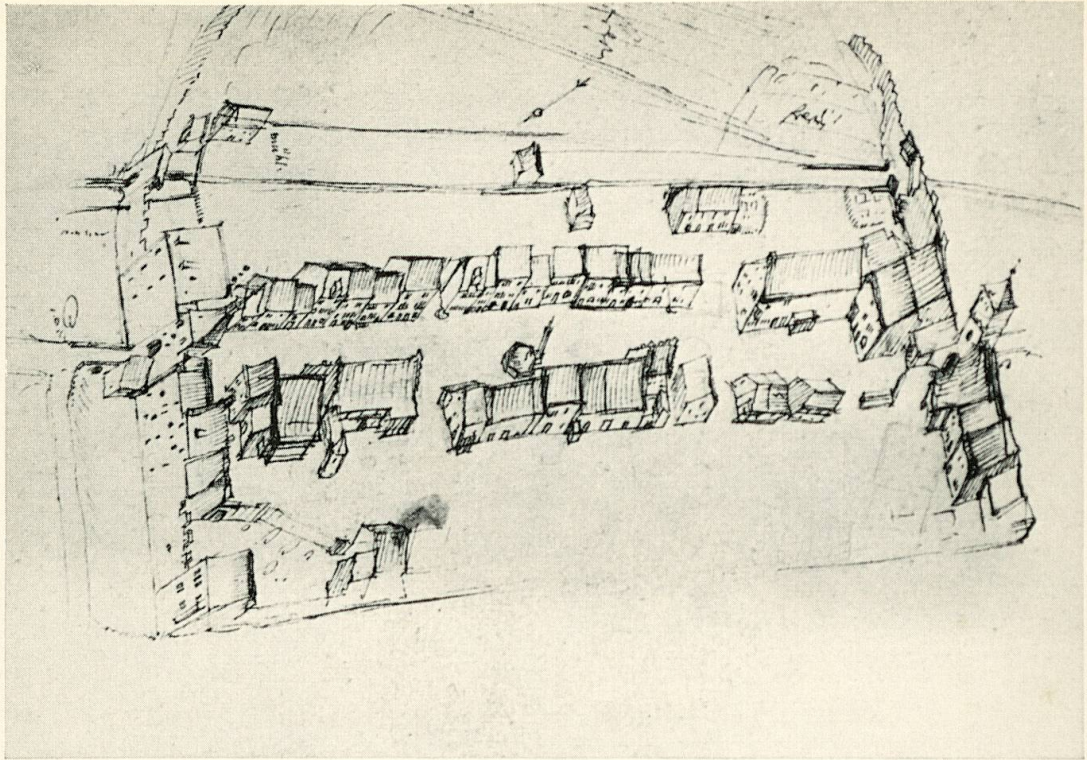
Bei *Bottmingen* mag für die Niederlassung der Känelbach wichtig gewesen sein, der vom Bruderholz her nach dem Birsig hinfließt. Hier reihte sich das Dörflein auf, das natürlich in seinen Häusern auch eine Mühle besaß.

Oberwil mochte sich, seiner Endsilbe nach, um einen sehr frühen Gutshof, vielleicht spätrömischer, vielleicht fränkischer Herkunft, gruppieren. Die Kirche wurde innerhalb dieses Gutshofes gegründet; Grabungen der jüngsten Zeit haben hier etwelches Licht in das bisherige Dunkel gebracht. Die Häuser entstanden in einer kleinen Mulde an der westlichen Talseite, wo sie vor Überschwemmungen des kleinen Flusses sicher waren.

Anders dagegen *Therwil*. Dieses stattlichste Schweizerdorf im Leimental nahm gerade die Hilfe der hier zusammenströmenden Wasserläufe des Schliff- und des Marchbaches in Anspruch, ja es legte sogar noch künstliche dazu an, um ja die Wasserkraft vielfach ausnützen zu können. Durch die meisten der alten Dorfgassen floß ein Bach, der nützliche Dienste leistete. Noch Matthaeus Merian hat in seinen Jugendjahren um 1615 mit Vorliebe diese durch Wasser belebten Ortsbilder von Therwil gezeichnet und in Holzschnitten vervielfältigt. Diese Eigenart des großen Dorfes muß damals aus den übrigen Ortschaften in Basels Umgebung herausgestochen haben. Daß diese Anlage in weite Vergangenheit zurückreicht, darf als sicher angenommen werden.



5 Schloß Pratteln im Jahre 1735



6 Waldenburg um 1680



7 Therwil um 1620

Ettingen ist, unbekümmert um die Schattenlage, in nächster Nähe des «Büttenlochs» entstanden, das durch seine Felsenquelle aus dem Vorberg am Blauen stetes Wasser zur Verfügung stellte. Das Dorf wuchs links und rechts dem kleinen Bach entlang immer weiter in die Ebene hinaus und gehörte, wie vermutlich auch Therwil, kirchlich zur Urfarrei *Weißkilch*, wie auch die weiteren heute baselbieterischen Dörfer Biel und Benken, die solothurnischen Orte Witterswil und Bättwil und die elsässischen Orte Leimen und Liebenzwiler. Die heutigen Grenzen, welche das obere Leimental sinnlos durchschneiden, rühren von der mittelalterlichen Feudalzeit her und zeigen, wie weit die zu den Burgen Rotberg, Landskron und Benken gehörigen kleinen Herrschaften reichten, die zu Anfang des 16. Jahrhunderts von den freien Städten Basel und Solothurn erworben oder nicht erworben werden konnten.

Benken und *Biel* liegen im Tal des Birsigs; aber nur der nördliche Teil von Benken gruppiert sich um den Bach. Eine zweite Häuserdoppelzeile steigt leicht an der Bodenwelle zur «Egg» hinan, wo die Bauern die besten Kornfelder nahe hatten. Biel liegt, wie sein Name besagt, auf einem kleinen «Bühl» oder Hügelvorsprung, der heute noch «Chilchbüel» genannt wird, weil Biel im Mittelalter eine kleine Kapelle besaß, die dem Pfarrer von Weißkilch unterstand.

Im Birstal

Gehen wir nun ins Birstal hinüber, so finden wir den alten Ortskern von *Reinach* am untern Rande eines Rebbergs, dort, wo die Talstraße von Basel her nach dem Plattepaß sich mit einer Querverbindung kreuzte, die von Therwil über den Sattel des «Chäppeli» nach Dornach hinüberzielte. Nur so läßt sich der merkwürdige Doppelbogen erklären, den die Talstraße in Reinach macht, wenn wir annehmen, daß der Weg von Therwil – wie dies bis heute der Fall ist – am westlichen Knie einmündete, um am östlichen nach der Brücke von Dornachbrugg abzuzweigen. Dieser Weg durch den «Einschlag» wurde schon vor dem 19. Jahrhundert durch den anderen ersetzt, der vom Südende des Dorfes über die Felder an die Birs hinabführt.

Aesch erweist sich offenkundig als eine Siedelung an der Talstraße, früher wenig wichtig, da dem benachbarten Ort *Pfeffingen* wegen seiner Pfarrkirche aus der fränkischen Zeit größere Bedeutung zukam. Dieser Bau war bestimmt an einer Stelle errichtet, die schon vor der fränkischen Herrschaft ein Heiligtum trug. In Aesch bestand bis ins 19. Jahrhundert hinein nur eine Kapelle. Der Weg führte früher von Aesch ja auch nicht durch die

unterste der Birsklusen bei Angenstein, die erst im 12. oder 13. Jahrhundert geöffnet und durch die Burg geschützt wurde, sondern er stieg nach Pfeffingen hinauf und über die «Bergmatten» nach der «Platte», welcher Sattel zwischen dem Eggberg und dem Blauen schon den Kelten und Römern als Übergang ins Laufental gedient hatte. Im Mittelalter mochte dann der Weg von Pfeffingen am Felsgrat, der die Burg trug, und weiter am «Glögglifelsen» vorbei nach Nenzlingen dazugekommen sein. Das «Kessiloch» ob Grellingen war noch während einigen Jahrhunderten ein unüberwindbares Hindernis.

Arlesheim und *Münchenstein* sind zwei Siedelungen, die an der rechten Halde weit oberhalb der Birs entstanden und dort lagen, wo ein Seitenbach ins freie Gelände hervortrat. Wenn man dem alten Ortskern von Arlesheim genauer nachgeht, so sieht man deutlich, daß er sich in der kleinen Mulde vor dem späteren Burgberg von Birseck einbettete, ohne an die seitlichen Hügel anzusteigen. Das geschah erst in späterer Zeit. Die alte Odilienkirche, die bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auf dem Gottesacker stand, bildete jedenfalls auch bis dahin die Nordgrenze der Siedelung. Münchenstein, das aus dem alten Dörflein *Geckingen* hervorging, haben wir als Stadtgründung bereits beschrieben; sein Vorgänger lag, wie die noch immer am alten Ort bestehende Kirche zeigt, in der Mulde unter den Rebbergen, welche am sonnigen, windgeschützten Südhang zum Walde «Asp» hinanstiegen.

Im Rheintal

Muttenz und *Pratteln* am Südrand des Rheintales, nehmen deutlich die Lage ein, wie sie für viele der alten Siedelungen typisch ist, nämlich am Ausgang eines Seitentälchens nach der Ebene des größeren Tales, hier der Rheinebene. Muttenz muß ursprünglich als Bachzeilendorf angelegt worden sein, und zwar wird der obere Teil, das Oberdorf, den ältesten Ortsteil darstellen. Die Kirche lag wohl in der frühen Zeit am unteren Ende des Dorfes; dieses wuchs aber dann weiter dem Bach nach abwärts in die Rheinebene hinaus, wo das Gewässer schon bald in den Kiesböden versickerte. Die Häuser begannen sich auch am Weg gegen Basel hin und an jenem nach den Fluren auf dem Geispel (Gänsbühl) zu mehren, ebenfalls am Anstieg zum Wartenberg hinauf, an der Burggasse, so daß sich schließlich ein eigentümlicher Stern bildete, der sehr regelmäßig erscheint. Die Anlage von Muttenz besitzt viel Ähnlichkeit mit dem weitabgelegenen Marktflecken Kohlberg in der bayrischen Oberpfalz, wo sich auch eine Gasse gleich der Muttenzer Oberdorfsgasse gegen eine befestigte Kirche hin ausweitet.

*Pratteln*s Kirche liegt ebenfalls am Ausgang eines Tälchens; aber hier läuft die wichtigste Straße nicht von diesem Seitentälchen her darauf zu, sondern sie strebt von ihr ostwärts dem Berghang nach weg, erst breiter, dann enger. Und die west-, nord- und südwärts gehenden Gassen haben keine Beziehung zu ihr. Doch auch hier wie in MuttENZ können Beziehungen der Gassenzüge zum umliegenden Acker- oder Rebland nachgewiesen werden.

Das seit der Reformation zu Pratteln pfarrgenössige Baselbieter Dorf *Augst* nahe der Mündung der Ergolz in den Rhein ist eigentlich nur eine Teilsiedelung, die im Mittelalter auf dem Boden der alten Römerstadt Augusta Raurica erwachsen ist. Nach dem Untergang der zivilen Stadt auf der breiten Anhöhe zwischen Ergolz und Violenbach muß sich ein Rest der Bevölkerung in das Castrum am Rhein zurückgezogen haben. Hier stand auch die erste christliche Kirche der Gegend, die sogar für kurze Zeit einem Bischof diente, bis dieser nach dem besser geschützten Basel zog. Erst als im Mittelalter an der Stelle, wo die den Strom linksufrig begleitende Straße den Violenbach und die Ergolz überbrückte, eine Zollstätte entstand, wuchs ein kleiner Ort heran, der auf unbekannte Weise in die Hände der Grafen von Tierstein kam und so nach und nach von der Österreich gehörigen Herrschaft Rheinfelden und somit vom übrigen Augst (Kaiseraugst) abgetrennt wurde. Noch heute ist bei Basel-Augst erkennbar, daß es bis an das feste Tor reichte, welches zwischen Ergolz und Violenbach stand und daß es sich dahinter zwischen diesen Bächen und jenseits auf dem linken Ergolz-ufer bei der Mühle und in der engen Schlinge des Flusses aufwärts zog.

Der Violenbach, welcher heute die Grenze zwischen Baselland und Aargau bildet, kommt aus dem Tälchen her, in dem das aus der Gegend von St. Urban um 1235 hierhin verlegte Frauenkloster *Olsberg* lag. Aber der Bach, der das Tal bei *Giebenach* nach Süden fortsetzt, der Arisdörferbach, ist der stärkere und dessen Tal ist auch ausgedehnter und bevölkerter als das von Olsberg. Das Dörflein *Giebenach*, dessen Gemeindebann talaufwärts stark eingeengt ist, liegt in zwei Gruppen von Gehöften rechts und links des Violenbachs, gleich unterhalb des Zusammenflusses mit dem Arisdörferbach, und dieser Zusammenfluß zählt gerade noch zum Banne Arisdorf. Bei Giebenach sieht man deutlich, wie das Dorf erst im späteren Mittelalter aus wenigen, vielleicht nur zwei Höfen entstanden ist.

Arisdorf dehnt sich in seinem schönen Tal weit aus und muß aus verschiedenen Einzelhöfen und Gruppen entstanden sein, einmal die Mühle zu unterst, dann das Unterdorf mit dem «Winkel» zwischen dem Mühlebach und dem eigentlichen Bach, das obere Dorf, das aus drei Gruppen unter sich besteht, einigen Einzelhöfen und zu oberst der größere Weiler Kreuz,

der seinen Namen von einer alten Kapelle Heiligkreuz hernimmt, einer Filiale der Urfarrei Augst. Von Anfang an muß die Talgemeinde aus verschiedenen Weilern und Höfen bestanden haben. Diese Bauweise finden wir im Baselbiet auch in weiteren Talschaften, so auffallend im Diegtertal, wo Diegten noch heute aus fünf ziemlich von einander getrennten Ortsteilen besteht.

Im untern Ergolztal

Kehren wir nun in das Ergolztal zurück, dessen Fluß bei Augst mündet. Den Eingang des Baselbieter Haupttales vom Rhein her flankieren zwei Dörfer, die in ihrer Lage vollkommen verschieden sind: *Füllinsdorf* und *Frenkendorf*. Das erstere sei vorangenommen, weil es in früherer Zeit auch eine Vorzugsstellung einnahm. Denn wie wäre es sonst dazugekommen, daß sein Bann bis heute auch auf das linke Ufer der Ergolz hinüber bis zur Talstraße – genau genommen sogar bis an deren westlichen Rand – reicht? Die Schenkung eines gewissen Uppert, der den dritten Teil seines Besitzes zu «Firinivilla» und «Munzach» dem fernen Kloster St. Gallen übertrug, mag bereits diese Grenzziehung verursacht haben. Eine dem heiligen Gallus geweihte Kapelle bestand hier; doch gehörte das Dorf zur Pfarrei Munzach, der ältesten im unteren Ergolztal. Füllinsdorf hatte sich schon frühe in die liebliche Mulde gebettet, durch die ein kleines Bächlein rann, so daß es an Wasser nicht fehlte. Der Ort nahm eine richtige Nestlage ein, was noch bis in die Mitte des jetzigen Jahrhunderts sichtbar war.

Anders dagegen *Frenkendorf*. Auch diese Siedlung machte sich einen kleinen Wasserlauf, den Hülftenbach, zunutze; doch kam es ihr zustatten, daß dieser Bach nach Norden umbog, ehe er die Talniederung der Ergolz erreichte. So konnte sich der Ort zwischen dem Bach und der steilen Böschung nach dem Ergolztal hinstellen und sah mit den östlichen Häusern frei ins Gelände, talauf und talab. Merkwürdigerweise wurde nun aber die kleine Kapelle, der heiligen Margaretha geweiht, nicht an den Rand der hohen Böschung gestellt; vielleicht war sie durch einen Ansiedler gestiftet auf seinem Grund, so daß dann auch die spätere Kirche an dieser Stelle stets von Häusern umringt wurde. Das Dorf gehörte bis 1763 zur Pfarrei Munzach. Bei der schon viel früher erfolgten Auflösung der Siedelung und des Bannes dieses aus dem römischen Gutshof herrührenden Ortes kam Frenkendorf nichts zu. Die Liestaler waren die Gewinner, vermutlich weil der größte Teil der Munzacher Bauern in das von den Froburger Grafen mit gewissen Vorrechten ausgestattete Liestal zog. Deshalb reicht heute der Bann von

Liestal so nahe an Frenkendorf heran, daß von der ganzen Strecke zwischen dem Dorf und dem Städtchen das letztere für sich fast vier Fünftel beanspruchen kann. Solche Verhältnisse haben sicher stets auf das Wachstum und die Bedeutung einer Siedelung eingewirkt.

Liestals Entstehen und Wachstum ist im übrigen bereits bei den Städtegründungen beschrieben. Seine früheste Siedelung, an der Stelle des späteren Kirchhofes, ist mit der Stadtanlage überdeckt und verwachsen. An der Abzweigung des Weges über den Oberen Hauenstein von der Talstraße standen bestimmt von jeher einige Häuser und wie schon erwähnt in der frühen Feudalzeit ein Burg- und Wachturm. Als Bauwerk einer weit zurückreichenden Epoche darf da gerade das «steinige» Brücklein über die Frenke erwähnt werden, das im Zug des alten Römerwegs das Flößlein bei einer merkwürdig ins Gestein gegrabenen Felsschwelle überquert, – neben den Resten der römischen Wasserleitung im «Heidenloch» und den Fundamenten von Munzach ein bis heute sichtbarer Zeuge früher Tiefbaukunst.

Das südlich von Liestal auf einer Hochebene gelegene *Seltisberg* ist eine uralte Siedelung, trotzdem das Wasser hier so leicht nicht erhältlich war. Aber wir wissen, daß es mit Sodbrunnen gesucht und auch gefunden wurde, schon in Zeiten, wo die Hilfswerkzeuge für eine Bohrung noch recht primitiv waren. Die Häuser reihten sich dem alten Weg über die Anhöhe nach an. Eine Häusergruppe, etwas seitlich gelegen, heißt «Im Hof»; von ihr aus ging offenbar die Entwicklung. Das weiter abseits gelegene *Lupsingen*, das in einer sich gegen das Oristal ziehenden Seitenmulde liegt, reiht sich nicht nur an einem, sondern an zwei übereinander gelegenen Wegen an, weil es vermutlich aus zwei alten Höfen hervorgegangen ist, einem oberen und einem unteren.

Im hintern Frenketal

Gehen wir nun ins Tal der hinteren Frenke, so sehen wir, daß dieses seit alters mit drei stattlichen Ortschaften besetzt war. Die von jeher reichste muß *Bubendorf* gewesen sein. Die hier vorkommenden Flurnamen «Küingsbrunnen», «Königsbaum» und «Salland» weisen auf das hier in früherer Zeit vorhandene Reichsgut hin. Die Dorfanlage besteht aus verschiedenen Häusergruppen, die ursprünglich wohl deutlicher voneinander geschieden waren als heute. Die unterste hatte ihren Kern im alten Ding- oder Fronhof, der wohl vom König an die Grafen von Frobürg und von diesen an das Basler Domkapitel gelangte. Am linken Ufer des Baches, dem Fronhof

gegenüber, erhob sich die Kirche, darunter lag der Pfarrhof, wie noch heute; doch dürfen wir annehmen, daß diese beiden Bauten einst ganz allein auf dieser Seite der Frenke gestanden haben. Zwei weitere Häusergruppen lagen dann noch talaufwärts an der Straße, rechtsufrig; die eine davon zeichnete sich noch bis vor kurzem deutlich als in sich geschlossene Anlage ab, nur daß heute der quergestellte Bau, der den südlichen Abschluß bildet, abgebrochen wurde.

So ähnlich zeigt sich auch der Aufbau von *Ziefen*, welches Dorf der gleichen Talstraße und demselben Bach nach in Gruppen aufgereiht ist. Nur gibt es hier im unteren Teil eine Abzweigung, die Kirchgasse, die südlich der Brücke die Halde hinansteigt, der Kirche entgegen, die einer Burg ähnlich das Dorf von einem vorgeschobenen Hügel aus beherrscht. Hier stand auch eine Burg, deren Fundamente kürzlich ausgegraben werden konnten, aber nur teilweise, denn sicher ist das gotische Gotteshaus in den einen Teil der Feste, welche von einem Zweig der Herren von Eptingen bewohnt worden ist, hineingestellt worden oder aus der Burgkapelle erwachsen. Im oberen Teil des Dorfes geht wiederum ein Teil der Häuser auf die rechte Seite des Baches über, hier aber mit diesem parallel verlaufend und im Gegensatz zur Kirchgasse auch einfachere Leute beherbergend.

Reigoldswil ist noch heute in die verschiedenen «Biel» eingeteilt, wozu noch weitere Quartiere kommen, von denen der «Dorfplatz» und Mittelbiel als Kern erscheint. Aber sieht man das Dorf genauer an, so merkt man bald, wo der älteste Teil sich befindet, nämlich dort, wo sich oberhalb des erst vor wenig Jahren geschaffenen Dorfplatzes das Tal ziemlich eng erweist. Und es scheint, daß der «Oberbiel» noch weiter oben unter einer hohen Fluh sowie der Weiler «Kilchli St. Hilar» zu hinterst im Talgrund die ältesten Baugruppen der Gemeinde stellen. Hier muß die fränkische Missionskirche St. Hilarius gestanden haben; von hier aus wurde das Tal gereutet und besiedelt.

Ein Kirchlein aus der gleichen Zeit stand nicht weit entfernt in *Lauwil* auf dem noch heute «Kirchhübel» geheißenen Bergvorsprung von Sankt Romai. Hier zeigten Grabungen den einfachen Grundriß der fränkischen Gründung. Das benachbarte kleine Dorf wird ebenfalls ein ansehnliches Alter haben; seine Anlage besteht aus einer in gerader Richtung einen Hügel hinansteigenden Gasse, in einer Form, als wäre sie gewollt von Anfang an geplant gewesen. Was südwärts davon abzweigt, heißt lustigerweise die «Vorstadt», was vielleicht aber die Planung eines kleinen Marktes bestätigen könnte.

Das westlichste der Oberbaselbieter Dörfer, *Bretzwil*, ist ein charakteristisches Bachzeilendorf, das in mehrere Gruppen aufgeteilt war, von denen

die drei unteren, noch deutlich vom Hauptort zu Füßen des Kirchhügels und unter sich getrennt sind.

Im malerisch gegliederten Bergland zwischen den beiden Frenketälern liegen vier Ortschaften, die in der heutigen Zeit glücklicherweise vom großen Verkehr verschont sind. Ursprünglich aber müssen auch hier Wege durchgegangen sein. Vor allem das Bergdorf *Titterten* auf seinem Sattel, der nach zwei Seiten hin weite Ausblicke gewährt, muß schon dem Namen nach eine alte Siedelung sein und eine gewisse Bedeutung als Kreuzungspunkt von Wegen seit der Keltenzeit bis ins Mittelalter gehabt haben. Eine alte Burgstelle, die von drei Seiten als steiler Kegel aufragt, erinnert mit ihrer überlieferten Bezeichnung «Beltzenchappeli», oder heute gebräuchlicher «Chappele», daran, daß wohl in der Burg eine alte Martinskapelle gestanden hat, die spätestens im 16. Jahrhundert ins Dorf hinunter versetzt wurde.

In Titterten wie im Nachbardorf *Arboldswil*, das ebenfalls eine aussichtsreiche Lage innehat, finden sich wenig Spuren alter Häuser. Die meisten müssen noch lange aus Holz erbaut worden sein. Sie standen an den nach allen Seiten in die Felder hinauslaufenden Wegen. Einzig in Titterten liegt der Dorfteil «Im Rank» so eigentümlich eng an den Burgkopf angeschmiegt an einer steilen und sonnenarmen Halde, daß man auf die Vermutung kommt, diese Häusergruppe sei aus der früheren «Vorbürg» erwachsen.

Die zu den kleinsten Orten des Baselbietes zählende Gemeinde *Liederts-
wil* zeigt noch heute deutlich, daß sie aus einer kleinen Gruppe von Höfen zu einem Dörflein erwachsen ist. Im Jahre 1447 wird diese als «Liederswilr» urkundlich genannt. Da aber im Jahre 1530 ein Durs Tschopp als Hofbesitzer hier lebte, bürgerte sich für die Siedelung der Mundartname «Tschoppehof» ein. Neben der etwas größeren Gebäudegruppe, die am Weg aus der kleinen Talmulde nach dem Paßübergang des «Sixfeldes» steht, bestehen noch immer der «Hinterhof» und der «Niederhof» abseits davon.

Das vierte der kleinen Dörfer westlich des Waldenburgertales ist das von *Lampenberg*. Die Hochfläche am oberen Ende eines kleinen Waldtälchens muß schon zwischen dem 7. bis 10. Jahrhundert gerodet und urbargemacht worden sein. Durch die Grafen von Froburg kam ein Teil der Grundstücke an das Kloster Schöntal. Daß sich hier oben leben ließ, beweist das Vorhandensein einer kleinen Wasserburg, welche in der noch lange sumpfigen «Sormatt» westlich des Dorfes gestanden hat und auf der die Herren von Lampenberg saßen, deren letzte Erbtöchter im Jahre 1245 dem obgenannten Kloster ebenfalls Güter vermachte. Das Dörflein wurde in einer Mulde angelegt, wo offenbar ein Wasservorkommen das Leben gewährleistete. Am oberen Rande des östlichen Hangs stand eine der heiligen Verena geweihte

Kapelle, die Filiale der weit entfernten Pfarrkirche St. Peter zu Onoldswil war. Wir könnten daraus ersehen, wie weit der Einfluß und vielleicht auch die durch die Mönche von Murbach verursachte Rodungsarbeit ging.

Im vorderen Frenketal

Nahe bei Lampenberg, aber bedeutend tiefer liegt im Frenketal der Ort *Hölstein*, dessen Name auf den vom Flüßlein angenagten Felsabhang zurückzuführen ist, also auf eine Örtlichkeit, die von den Benützern der Paßstraße beachtet wurde, ähnlich wie die lange Brücke, die oberhalb von Onoldswil und Waldenburg zum Ortsnamen Langenbruck führte. Beim hohlen Stein überschritt der Hauensteinweg auch den Talfluß; dazu begann die Steigung, so daß hier ein Hof entstand, von dem aus der Vorspann besorgt wurde. Interessant ist, daß dieser Hof dem fernen Kloster Peterlingen gehörte, vielleicht als Geschenk eines Königs oder Herzogs von Burgund. Der Ort Hölstein, der sich aus diesem Klosterhof entwickelte, lag der Straße und dem Bach entlang. Da der Bach auch einer Mühle diente, so ist es begreiflich, daß sich einige Bauten am linken Ufer befinden, das bis zum Abhang nur wenig Raum zuläßt.

Das Hauptdorf im vorderen Frenketal war *Onoldswil*, das schon im 9. Jahrhundert mit dem Fronhof und der Pfarrkirche St. Peter der Abtei Murbach im Elsaß gehörte. Im Jahre 1295 kam nahe dem Gipfel des Dielenbergs ein großer Teil des Hanges ins Rutschen, stürzte ins Tal und zerstörte die Mitte des ausgedehnten Ortes Onoldswil. Die «größeren» Jahrbücher von Colmar berichten darüber: «Imgleichen wurde, wie man erzählt, bei Basel ein Dorf Namens Onezwire, drei Meilen von der Stadt in einem Tale gelegen, von einem mäßigen Wasser überschwemmt: ein Teil des Berges fiel in das Tal und staute das Wasser, welches allmählich schwoll, bis es die oberste Spitze der Kirche den Augen der Menschen entzog.» Es war dies wohl ein romanischer Bau gewesen, der nach der Verwüstung der Ortschaft wieder aufgerichtet wurde. Bisher sind unter dem heutigen Gotteshaus noch keine Grabungen vorgenommen worden, so daß wir uns kein Bild der damals in Mitleidenschaft gezogenen Kirche machen können. Der untere Teil von Onoldswil, der vom Bergsturz weniger gelitten haben mag, besaß übrigens eine Mühle, die als eine der am frühesten erwähnten in unserem Lande gelten darf. Sie wird bereits im Jahrzeitbuch des Klosters Schöntal aufgeführt, das im Jahre 1187 begonnen wurde. Unter die Wohltäter der geistlichen Stiftung der Grafen von Frobürg zählte auch «Thoman der Müller von Nieder-Onoldswil», der im 13. Jahrhundert oder im Anfang

des folgenden gelebt hat. Auf diesen Mühlenbesitzer könnte das im Baselbiet weitverbreitete Geschlecht der Thommen zurückgehen.

Nicht weit von dieser Mühle entfernt, ebenfalls am untern Ende von *Niederdorf* oder Nieder-Onoldswil, aber auf dem linken Frenkeufer, erhob sich auf einem steilen Felskopf die Burg der Herren von Onoldswil, die im Jahre 1145 und 1189 in den Urkunden erscheinen.

Oberhalb der Kirche St. Peter und dem Bergsturzgebiet liegt heute *Oberdorf*, der obere Teil des großen Ortes Onoldswil, der aus dem Hof des Klosters Murbach hervorgegangen ist; noch immer heißt das ins seitliche Wiesentälchen des Weigistbaches hineingehende Wiesengelände «Z'Hof».

Weiter talaufwärts liegt das Städtchen *Waldenburg*, das wir bereits bei den Stadtgründungen unseres Gebietes beschrieben haben. Es sieht nicht so aus, als hätte schon vorher eine dörfliche Siedelung in der Talenge selbst oder in deren Nähe gelegen. Die Rodungen des Waldes reichen noch heute nicht allzuweit an die Hänge hinauf. Der alte Paßweg über den Oberen Hauenstein mußte schon bald nach der Felsklus am rechten Ufer des Baches die steile Halde hinansteigen; er vermied dabei die enge Schlucht beim «Lammet» und nahm dafür lieber eine Gegensteigung in Kauf, so daß der Wanderer abwärts nach der Siedelung Spittel gelangte, wo er im Hospital, welches das Kloster Schöntal an dieser Stelle errichtet hatte, rasten konnte. Es brauchte nun aber noch die Überwindung einer in den Fels der «Kräheck» eingeschnittenen Strecke, um auf die wirkliche Paßhöhe zu gelangen. Hier sind noch die römischen Karrengeleise sichtbar, die weiterhin während Jahrhunderten den mittelalterlichen Wagen dienten. Ein noch schwierigeres Hindernis am Weg mag öfters die sumpfige Stelle südlich der Paßhöhe gebildet haben; sie mußte dadurch überwunden werden, daß «Knüppel» zu einem Damm zusammengefügt wurden. Vor etwa dreißig Jahren wurden Reste einer solchen «langen Brücke», die dem nahen Paßort *Langenbruck* den Namen gegeben hat, aufgefunden. Im Dorfe, das sich anschließend an diesen Prügelweg auf sicherem Boden längs des Weges aufreichte, wohnten wohl von jeher Fuhrleute, welche den Vorspann besorgten oder Saumrosse hielten. Eine kleine Kapelle, St. Johannes geweiht und Filiale von St. Peter in Onoldswil, stand für die Einheimischen und Wanderer zum Gebet bereit. Groß und begütert muß aber Langenbruck lange nicht gewesen sein, sonst hätte es sich früher als erst im 16. Jahrhundert von der weitentfernten Talkirche zu St. Peter lösen können. Auch das nahe Kloster Schöntal half da wenig für die Betreuung der christlichen Seelen; hatte es doch selber materiell und geistig mit allerlei Unbill zu kämpfen. Es versuchte immerhin die Rodung des Waldgebietes, das heute noch bis über den Rebag hinüber als «Wald» bezeichnet wird. Zu hinterst im Tälchen von Schöntal liegt eine

Hofsiedelung dieses Namens und weitere Gehöfte, etwa der «Dürstel» und das «Kilchzimmer» (1491 urkundlich erwähnt), die sicher schon in früher Zeit vom Kloster Schöntal urbarisiert wurden, wie ja schon 1305 der «Bilstein» und eine «Rütiwiese» erwähnt sind.

Die Mönche wußten bestimmt einen Pfad am Belchen vorbei nach Eptingen oder über den Rehag nach *Bennwil* zu gehen, welcher Ort eng mit dem Kloster Schöntal verbunden war, denn Hof und Kirche gehörten ihm, wie im Jahre 1189 Bischof Heinrich von Basel bestätigte. Der kleine Ort lag dort, wo ein von Onoldswil kommender Querweg nach Oberdiegten hinüber das malerische stille Seitental kreuzte und das Gelände bereits etwas mehr Boden am Bach gewährte. Die Pfarrkirche von Bennwil, die während langer Zeit von einem Bruder aus dem Schöntal bedient wurde, besitzt noch heute eine messingene Taufschale, in welche das Wappen des Klosters, das Lamm Gottes, getrieben ist.

Im Diegtertal

Der andere Ort, der vom Schöntal aus über einen Jurasattel erreichbar war, ist *Eptingen*, der deshalb von größerer Bedeutung ist, weil hier der Anstieg zum einst viel begangenen Paß über die Kallhöhe begann und von Eptingen ein Adelsgeschlecht herstammte, das weitverzweigt war und in Basel und seiner Nachbarschaft eine große Rolle spielte. Rings um das von Flühen und steilen Bergen umgebene Dorf liegen die Burgstellen, an denen die Herren von Eptingen ihre Behausungen und Wehren errichteten. Es ist sehr wohl möglich, daß ihr ältester Bau auf der Bergkuppe lag, die den Namen «Stamberg» trägt. Von hier aus konnten sie den Weg zur Kallhöhe am besten übersehen. Wohl hat man auf dem Stamberg nichts von Burgtrümmern gefunden, aber die Form des Bodens spricht noch immer für das Bestehen einer Burg an dieser Stätte. Dann wäre auch der obere Dorfteil von Eptingen, der sich mit einer kurzen Gasse an den sonnenlosen Nordhang des Stambergs anlehnt, die alte Vorburg gewesen, während die übrigen Teile der Siedelung sich um die Mühle und – wohl noch jünger – um das Kirchlein an der Westseite des engen Talkessels gruppierten. Eptingen ist die Gemeinde mit den meisten Höfen im Kanton Baselland; manche von ihnen werden älteren Ursprungs sein und als Sennhöfe zu den verschiedenen Burgen der Eptinger Herren gehört haben, so der «Witwald», die «Hagnau», «Wallburgstüel» und die Belchenhöfe.

Das Herrschaftsgebiet der Edeln von Eptingen reichte talabwärts bis nach Ober-Diegtten, der noch heute am deutlichsten von der langgestreckten

Ortschaft *Diegten* getrennten Baugruppe. Die übrigen Teile – Mühle-, Mittel-, Schloß- und Nieder-Diegten – gehörten dem nach dem Dorfe selber sich nennenden Geschlecht der Herren von Diegten, die diesen Teil der Talschaft als Lehen der Grafen von Froburg innehatten und auf einem Burgturm saßen, der neben der Kirche in «Schloß-Diegten» stand. Diese Kirche, St. Peter geweiht, ist vielleicht älter als die Burg, die mit der Zugehör nach dem Erlöschen der Herren von Diegten an andere Dienstmannen der Froburger, an die Herren von Ifental, ging, welche die Südseite des Kallpasses hüteten und ihre erste Feste möglicherweise beim Hofe «Ängistein» stehen hatten. Durch Hanne, die Schwester des kinderlosen Henman von Ifental (genannt 1335 bis 1380), kam die Herrschaft Diegten an deren Gemahl, Henman von Eschenz aus dem Thurgau (gefallen zu Sempach 1386). Und merkwürdigerweise blieb nun dieser Ortsname an der Burg zu Diegten haften.

Während die Ortsteile Mühle-, Mittel- und Schloß-Diegten sich dem Bach und der Talstraße in zwangloser Folge nach aufreihen, sticht der Teil *Nieder-Diegten* stark davon ab. Auf beiden Seiten einer länglichen Platzanlage stehen die Gehöfte, der Talbach erscheint wie östlich und nördlich um den kleinen Ort herum geleitet, so daß dieser wie der Anfang eines kleinen Städtchens aussieht. Ob die Froburger und ihre Ministerialen hier einen Marktort hatten gründen wollen, der aber dann durch die Ableitung des Verkehrs ins Nachbartal im 13. Jahrhundert bereits seinen Zweck verlor? Sonderbar ist ja auch, daß die Mühle in Nieder-Diegten auf der westlichen Seite steht, während der Bach auf der östlichen durchfließt.

Wo ein kleines Seitental von rechts in das Haupttal einmündet, nutzte *Tenniken* die sonnige Mulde und breitete sich am Fuß des Fluhberges aus. Die Talstraße machte deswegen einen kleinen Bogen ostwärts, wo die ältesten Häuser auf etwas erhöhtem Gelände unter dem Kirchhügel lagen. Die Gasse, welche nördlich davon in das Seitentälchen hineinführt, heißt auffallenderweise «Schloßgasse». Obgleich das Gehöft, das die Bezeichnung «Schloß» führt, nichts Besonderes aufweist, könnte doch hier einmal ein Bau gestanden haben, der in der Feudalzeit entstand. Tenniken gehörte wie Diegten den Froburgern und wurde zur Herrschaft Diegten gezählt.

Gehen wir von Tenniken weiter talabwärts gegen *Zunzgen* zu, so begegnen wir auf der linken Talseite dem mächtigen «Büchel», der eine frühe Burg getragen hat. Diese stand so, daß sie mit der Feste auf der Sissacherfluh Sichtverbindung hatte und selber wieder nach dem Sattel der Kallhöhe hinauf sah. Das Dorf unterhalb davon lag mit dem größeren Teil am «Nestelbächlein», das von Westen her dem Diegtertal zustrebt, mit dem

kleineren rechts des Diegterbaches, wahrscheinlich weil dort die Wasserkraft zum Betrieb einer Mühle diente.

Im mittleren Ergolztal

An der Vereinigung des Diegter Baches mit der großen Ergolz und ihrem stattlichen Tal liegt seit ältesten Zeiten die wichtige Siedelung *Sissach*, die dem fränkischen Gau den Namen «Sisgau» verlieh. Ursprünglich war der Ort zweifellos ein Bachzeilendorf, das sich dem Diegterbach nach von dessen Mündung südwärts aufreichte. Erst später muß dann entlang der Talstraße von Westen nach Osten die Ortschaft sich weiterausgedehnt haben, bis dann schließlich diese Richtung die maßgebende geworden ist. Die Bedeutung des Ortes für die Gegend zeigt sich schon in den beiden Fluchtburgen, welche auf der «Sissacher Fluh» und am «Burgenrain» die Bevölkerung in Notzeiten aufzunehmen hatten. Später müssen dann im Ort selbst auch feste Häuser gebaut worden sein. Das eine stand wohl am rechten Ufer der Ergolz, das andere als Weiherhaus am unteren Ende des Diegter Baches. Vermutlich ist das merkwürdige Haus, das heute noch in der Rheinfelderstraße ungebührlich weit vorsteht, diese kleine Wasserburg gewesen; denn Grundmauern deuten mit ihrer Dicke noch auf eine solche Zweckbestimmung hin.

Als Lehensträger der Froburger Grafen spielten die Herren von Eptingen in Sissach eine bedeutsame Rolle. Sie versuchten, von hier aus eine eigene Herrschaft zu gründen und damit in eine freie Stufe des Adels aufzusteigen, was ihnen schließlich aber doch nicht gelang. Auch die nahe Burg *Bischofstein*, die wie der Name besagt, vom Basler Bischof gegründet wurde, lag in ihren Händen, was ihnen aber gleichwohl nicht zu ihrem verfolgten Ziel verhalf.

Unterhalb von Sissach lagen links und rechts der Ergolz zwei kleine Dörfer, von denen nur *Itingen* bis auf unsere Zeit gekommen ist. Wie dieses an seinem kleinen Seitenbächlein von Süden her sich aufreichte, so lag an einem in der Gegenrichtung auf die Ergolz hinzueilenden kleinen Gewässer das Dorf *Itkon* oder *Ittikon*, das als Lehen in den Händen der Herren von Eptingen war und mit deren Zweig auf Burg Gutenfels zusammenhing. Schon im 15. Jahrhundert muß der Ort, vielleicht durch einen Brand, in seiner Bedeutung beeinträchtigt und daher von den zu nahen Nachbardörfern aufgesogen worden sein. Der Hauptteil seines Gebietes, der Limperg, geriet an Sissach. Noch heute ist die Rede von einem «Ickter Brännlein».

Noch etwas weiter talabwärts liegt *Lausen*, dem ein unerklärbarer Name eigen ist. Die Siedelung besteht aus vier Teilen. Der heute am meisten ins Gewicht fallende Teil liegt an der Talstraße, welche sich dem Hochrand einer Böschung entlangzieht. Vielleicht war aber das «Unterdorf» ursprünglich ebenso wichtig. Dieses ist auf einer tieferen Stufe dem Mühlenbach entlang aufgereiht und durch steile Quergässlein mit dem oberen Dorf verbunden. Weit abseits, am rechten Ufer der Ergolz liegt die Kirche, vermutlich anstelle eines heidnischen Heiligtums. Und als vierte Siedelung finden wir südlich vom Dorf in einem breiten Seitentälchen den Weiler *Furlen*, der aus einem froburgischen Meierhof hervorging. Auch nannte sich im 12. und 13. Jahrhundert ein Ministerialengeschlecht der Froburger Grafen nach diesem Örtchen, ohne daß wir wissen, ob diese hier einen Burgsitz besaßen.

Ramlinsburg, das südlich von Furlen die weitschauende Anhöhe besetzt hält, ist deutlich aus zwei Höfen entstanden, dem Ober- und dem Niederhof. Der ältere, der Oberhof, gehörte zum Dinghof von Bubendorf, der als Lehen der Dompropstei in den Händen der Herren von Bubendorf war, die ihren festen Sitz auf der *Spitzburg* unterhalb des Oberhofs auf dem Hügel «Altschloß» besaßen. Der Name der Burg wurde vom Wappen der Herren von Bubendorf abgeleitet, die einen im Spitzenschnitt schräggeteilten Schild führten. Die Reste der Burg konnten 1939/42 ausgegraben werden; der Grundriß der Gebäulichkeiten ist seither bekannt.

Im Homburgertal

Oberhalb von Sissach liegt an einer unerklärlichen Biegung der Straße ins Homburgertal der Ort *Thürnen*, wieder ein Bach- und Straßendorf, das sich um eine Brücke schart. Es ist schwer zu sagen, ob der Dorfteil am rechten Ufer von Anfang an dabei war oder ob er erst später dazukam. In einer ähnlichen Lage befindet sich das nächste Dörflein weiter oben im Tal, *Diepflingen*, dessen beide Teile links und rechts des Baches durch eine kleine Brücke zusammengehalten werden; hier scheint der alte Schwerpunkt aber auf dem rechten Ufer gelegen zu haben. Auch ist ein weiterer Unterschied zwischen den beiden Orten zu vermerken: Während nämlich Thürnen seit unbekannter Zeit zur Herrschaft der Homburger Grafen gehörte, zählte Diepflingen zu jener der Grafen von Tierstein auf Farnsburg und bildete deswegen auch späterhin eine merkwürdige Ausnahme im Homburgertal. Das kam wohl daher, weil die Grafen von Tierstein die Landgrafschaft im Sissgau und wichtige Zollstätten besaßen, wie wir dies schon in Augst an der Brücke gesehen haben.

Weiter talaufwärts gelangen wir an jene Stelle, wo das Homburgertal sich halbrechts gegen Süden wendet und von Südosten her ein größeres Seitental, das Krintal, einmündet. Eigentlich müßte man hier eine größere Siedelung erwarten; aber es befinden sich hier nur die Höfe der Sommerau und die Bahnstation der alten Centralbahn von 1857. Daß aber hier eine Ortschaft in früher Zeit bestanden haben kann, darauf weisen die seltsamen Gemeindegrenzen in dieser Talmulde hin. Bis hierher greift nämlich der Bann von Gelterkinden weit über den ausgedehnt bewaldeten «Berg» hinüber zwischen die Bänne von Rünenberg, Rümelingen und Wittinsburg, welches Bergdorf sich hier auch noch einen Anteil im Talboden gesichert hat. Es muß eben in unbekannter Zeit eine Teilung vorgenommen worden sein. Den Namen des so geteilten Dorfbannes finden wir vielleicht am Südrand des Gelterkinder Anteils, wo der Flurname «Schöffleten» vorkommt, der gut zu einer menschlichen Ansiedelung paßt. Und diese könnte dem Adelsgeschlecht derer von Geltrichingen gehört haben, was den Anfall des Löwenanteils an das Dorf Gelterkinden erklären würde. Vielleicht läßt sich diese Vermutung einmal mit genauerem Akten- und Flurnamenstudium bestätigen.

Wenn wir nun im Homburgertal weiter südlich wandern, gelangen wir bald nach *Rümelingen*, wo uns neben dem großen Viadukt der alten Hauensteinlinie der Kirchturm davor bescheiden vorkommt. Und doch zählt er zu den stattlichsten im Kanton! Muß der kleine Ort an der Mündung des Häfelfingerbaches einst prächtig im engen Tal gelegen und auf die Reisenden gewirkt haben! Im Mittelalter gehörte er mit allen Dörfern ringsum zur großen Pfarrei Sissach und besaß seit der Feudalzeit eine Kapelle, die dem Patron der Ritter, St. Georg, geweiht war.

Älter als dieses kleine Heiligtum war jenes im nahen Bergdörflein *Wittinsburg*. Dieses ging wohl in alemannischer Zeit aus einer weit älteren Ansiedelung hervor, was auf dieser Hochfläche gemachte Funde beweisen. In spätrömischer Zeit erhielt der Ort im unteren, über einem Felsabsturz gelegenen Teil eine Kapelle, deren seitliches Gesims in einer Scheune erhalten blieb; der Chor, in frühgotischer Weise dreiseitig, schließt heute eine Stube gegen Osten ab.

Wittinsburg gegenüber liegen, noch zur Gemeinde Rümelingen gehörig, die Höfe von Mettenberg (Mättenberg), wie der Name besagt, mitten zwischen zwei Seitentälchen, dem Krintal nördlich und dem Tälchen, das sich südlich nach *Häfelfingen* hinaufzieht. Während der letztere Ort sich noch im Mittelalter aus wenigen Höfen in der hochgelegenen Mulde zu einem Dörflein auswuchs, blieb Mettenberg eine aus weitzerstreuten Höfen bestehende Siedelung ohne eigenen Verband.

Im tiefeingeschnittenen Homburgertal liegt oberhalb von Rümelingen das Dorf *Buckten* in beängstigender Enge zwischen die steilen Talhänge eingepreßt. Es steht damit in großem Gegensatz zu seinem Nachbarort auf der westlichen Hochfläche, zu *Känerkinden*, auf das prächtig die Morgensonne scheint, wenn unten Buckten noch von den Schatten der Nacht bedeckt wird. Das kleine Höhendorf liegt ähnlich wie Wittinsburg auf einer Hochfläche, die schon frühe zum Kornbau gerodet worden ist. Buckten dagegen ist ein typischer Straßenort, welcher an der seit Eröffnung des Gotthardpasses wichtigen Zufahrtsroute des Unteren Hauensteins lag und wie ein kleiner städtisch wirkender Flecken unterhalb der nahen Felsenschlucht seinen Platz einnahm. Hier, wo die erste Jurakette das weiter unten in die Tafel eingeschnittene Tal überquert, mehrten sich die landschaftlichen Schwierigkeiten, und man kann sich vorstellen, daß das Öffnen dieser kleinen Klus hinter den Häusern von Buckten eine Tat darstellte, die erst richtig den Verkehr über den Unteren Hauenstein ermöglichte. Der alte Paßweg überschritt den Bach hier auf einer alten Steinbrücke, die noch besteht und wich den hohen, durch Steinschlag gefährlichen Felsen auf das linke Ufer aus. Dort zog er sich an der alten Mühle «Neuhaus» vorbei in die zweite Klus hinein, die er in rascher Steigung am rechten Ufer erklomm, an der Mühle von *Läufelfingen* vorbei. Dieser Anstieg bewirkte denn auch, daß Buckten zu einem wichtigen Orte für die Reisenden und Fuhrleute wurde; von diesem Dorf an mußte Vorspann geleistet werden, hier wurden die Zugtiere und die mit ihnen beschäftigten Menschen getränkt und gespeist. Und in diese Strecke zwischen Buckten und Läufelfingen – zwischen die beiden gefährlichen Klusen hinein – sah auch die Burg, welche die Grafen von Froburg auf den Ausläufer des Wisenbergs stellten und Homburg nannten (der Bergkopf, von dem aus der Felsgrat nach Südwesten herniedersteigt, heißt «Homberg»; ob er diesen Namen erst von der Burg erhielt oder ob er ihn schon vor dem Entstehen der Feste führte und auf diese übertrug, müßten die Burgen- und Flurnamenforscher erst noch ergründen).

Das Dorf Läufelfingen ist sicher älter als die Burg über ihm. Aber merkwürdig ist, daß die Kirche dieser von den Grafen von Froburg gegründeten Feste recht nahe gerückt erscheint. Das beweist, daß die Burgherren auch die den Kirchenfürsten Peter und Paul geweihte Kirche gestiftet haben und dort die Messe besuchten, zu der die Dorfbewohner ein gutes Stück hinaufsteigen mußten. Der Ort Läufelfingen entwickelte sich an dem das enge Tal hinaufsteigenden Paßweg und lag zum Teil quer in der Mulde. Der Bahnbau von 1854/57 hat die einstigen Gegebenheiten leider durch seinen Dammbau vollkommen zerschnitten und verwischt; aber auch die

Anlage der neuen Straße von 1830 hat das ihre dazu beigetragen, daß der alte Ortskern von Läuelfingen nicht mehr richtig erkennbar ist. Gut, daß der Kirchweiler auf halber Höhe gegen die Burg seine Ursprünglichkeit bewahren konnte!

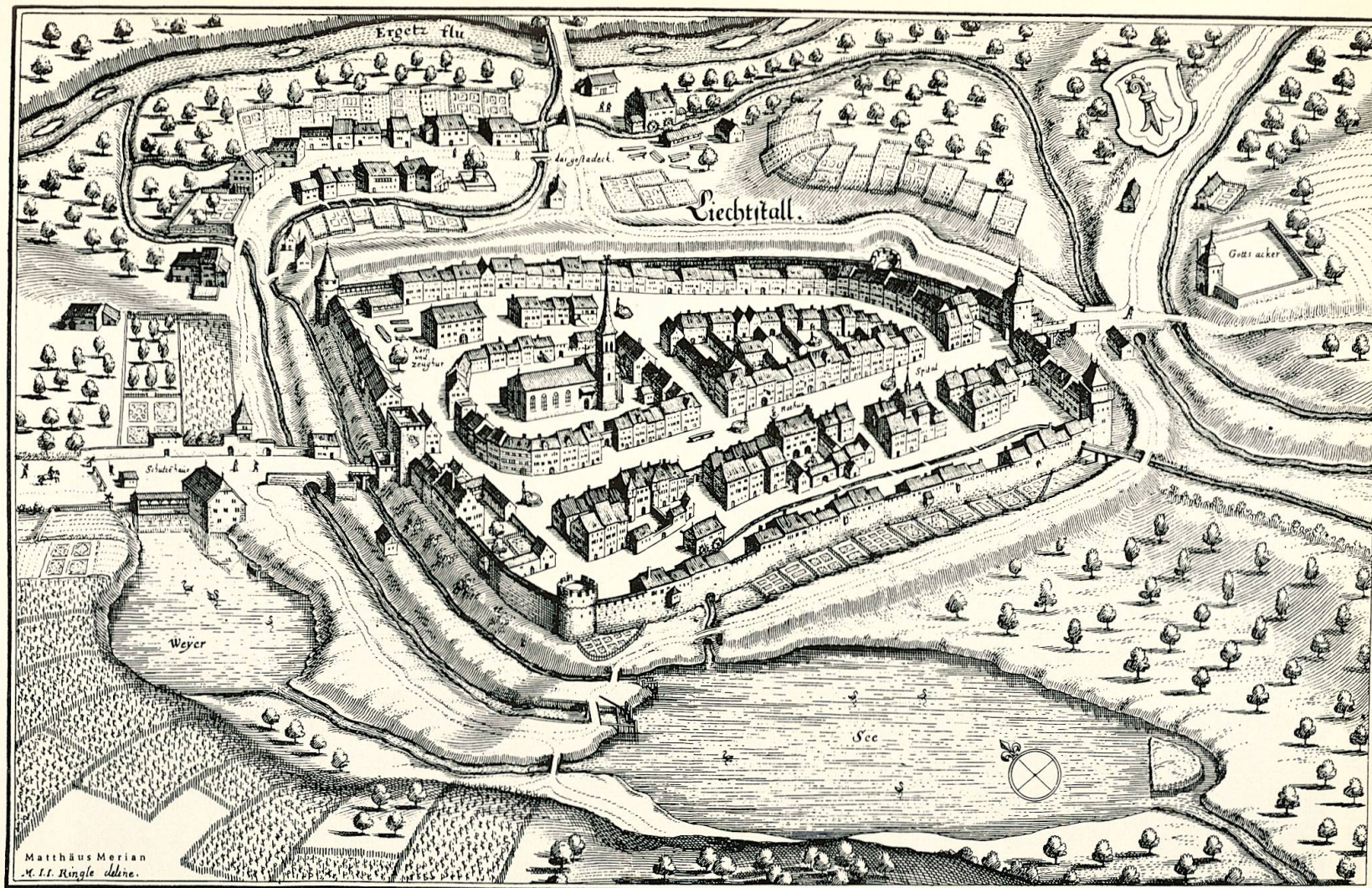
Zwischen Wisenberg und Schafmatt

Nördlich vom breit hingelagerten Wisenberg, der mit seiner majestätischen Waldkontur das obere Baselbiet beherrscht, liegt auf frei ins Weite sehender Hochfläche das Dorf *Rünenberg*, zu dem die Straße von der «Sommerau» (oder dem einstigen «Schöffleten») durch das Krintal hinaufführt – das Sträßchen heißt seit alter Zeit «Eselweg», wie auch der nahegelegene Wald Eselhalde und die Felspartie darüber Eselfluh heißt. Rünenberg ist eine recht alte Siedelung, die schon im Jahre 1102 erwähnt wird und gehörte schon vor 1322 dem Grafen von Tierstein auf der damals recht jungen Farnsburg. Das Dorf muß sich um zwei Wasservorkommen auf dieser sonst quellarmen Anhöhe gruppiert haben. Ober- und Unterdorf sind heute noch deutlich zu unterscheiden. Es müssen Sodbrunnen gewesen sein, welche Menschen und Vieh das notwendige Labsal gewährten.

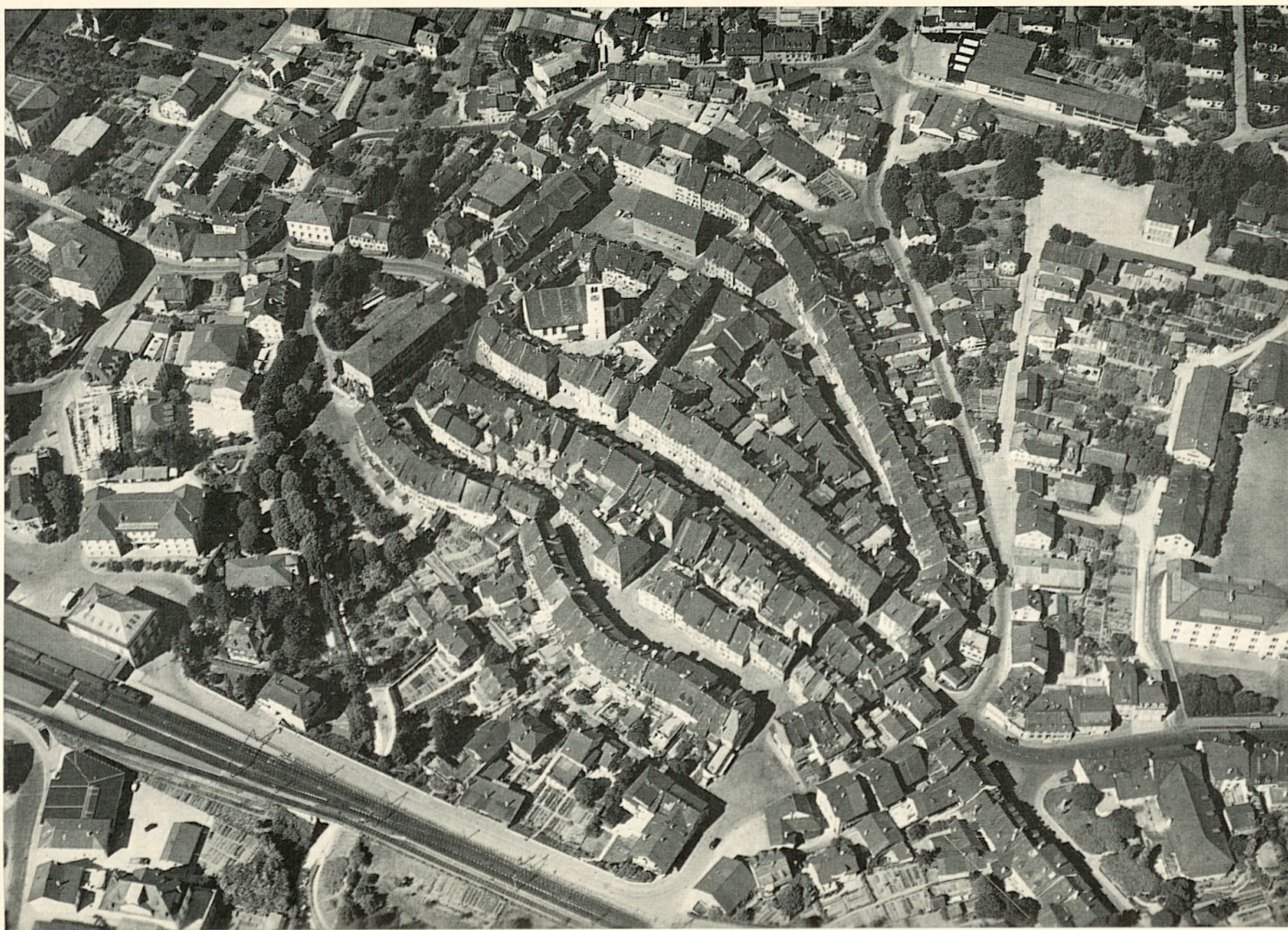
Rünenberg gehörte von jeher zur Pfarrei *Kilchberg*, einem kleinen Orte am oberen Rand des Abhangs gegen das Eibachtal hin, wo weithin sichtbar die aus fränkischer Zeit stammende Martinskirche stand. Daneben muß in der Feudalzeit ein kleines Schloß entstanden sein, ähnlich wie in Ziefen und Diegten. Hier hausten die Herren von Kilchberg und nach ihnen die von Steinwurk oder Steinwerk; beide Familien müssen mit jener der Herren von Kienberg stammesverwandt gewesen sein, denn alle drei weisen ein ähnliches Wappen auf. Leider haben bisher noch keine Grabungen in Kilchberg den alten Bestand nachgewiesen; es wäre sicher wertvoll, auch hier die Fundamente von Kirche und Burg kennen zu lernen.

Zum gleichen Kirchspiel von Kilchberg zählte auch seit alters das Taldorf *Zeglingen*, das dort entstanden ist, wo der von Wisen herkommende Eibach sich mit jenem von «Wißbrunn» kommenden Seitenbach vereinigt. Das Dorf, welches ursprünglich «z'Eglige» geheißen haben kann, lebte im Mittelalter von einem gewissen Paßverkehr; denn hier teilte sich die von Sissach über Sommerau und Rünenberg hierher kommende Straße, südwärts über Wiesen nach der Froburg einerseits und nach der Schafmatt anderseits.

Ein anderer Paßort war *Oltingen*, wo der Übergang der Schafmatt im Mittelalter viel benützt wurde. Die «Gallisloch-Quelle», die nahe dem Dorfe



8 Liestal um 1600



9 Luftbild von Liestal

entspringt, war schon in keltischer Zeit bekannt; sie kommt als stattlicher Bach zum Vorschein und treibt bald nach ihrem Austritt aus dem Berg einige Mühlen im Dorf. Die so neben ihrem scheinbaren Anfang auf der Schafmatt entspringende Ergolz wurde schon in fränkischer Zeit zur Grenze zwischen den beiden Teilgauen Sisgau und Frickgau, die im 7. Jahrhundert noch als Augstgau zusammengehörten. Die beiden Teile gingen dann verschiedene Wege, da das rechte Ufer der Ergolz seit dem 13. Jahrhundert ein Lehen der Grafen von Habsburg-Laufenburg, das linke Ufer seit 1372 im Besitz der Grafen von Tierstein-Farnsburg war. Die Pfarrkirche von Oltingen, auf einem Hügel der linken Uferseite gelegen, ersetzte vielleicht ein heidnisches Heiligtum, das auf das reichhaltige Wasservorkommen am Talende hinwies; denn daß St. Nikolaus von Myra sein Patron war, kann darauf zurückzuführen sein, daß hier eine Quellnymphe durch den heiligen Nikolaus verdrängt wurde.

Zwei Dörfer vor den Juraketten auf der Hochfläche gelegen, gehörten seit alters zur Pfarrgemeinde Oltingen: Wenslingen und Anwil. *Wenslingen* lagerte sich wohl um eine Quelle, die in der nach Westen sich senkenden leichten Mulde zum Vorschein kam und dann in feuchten Jahreszeiten über die kürzlich entdeckte vorgeschichtlich wichtige «Bärenhöhle» hernieder ins Eital tropfte (daher der Name «Wasserflue»). Der Weg nach Wenslingen muß ursprünglich von Süden an das Dorf herangekommen sein, sonst würde nicht der südliche Teil des Ortes «Vorderdorf» und der nördliche «Hinterdorf» genannt. Vom nördlichen Dorfteil zweigte ein Feldweg nach Westen ab und führte auf den Felssporn hinaus, der heute als «Ödenburg» weit ins Eital vorstößt. «Heltburg» soll sie nach Aegidius Tschudi geheißen haben. Diese Feste muß schon früh zerfallen sein, da sie schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts als «Alten- oder Ödenburg» erwähnt wird.

Das Dorf *Anwil*, das östlichste des zum Baselbiet zählenden Gebietes, liegt ebenfalls wie Wenslingen in einer sich nach Westen senkenden Mulde, die aber hier schon bald in eine von einem kleinen Bach tief eingefressene Schlucht hinabsinkt, um unten im Ergolztal sich mit diesem zu vereinen. Das Dorf zieht sich mit einer langen, geraden Dorfgasse aus der tiefsten Stelle der Mulde die nach Süden gerichtete Halde hinan; etwas weiter östlich besteht noch eine kürzere Gasse, die sich an den gegen Wittnau hinstrebenden Weg anschließt. Beide Gassen sind also unten beim großen Dorfbrunnen vereint und gehen erst weiter oben leicht auseinander.

Im Eital drüben darf *Tecknau* nicht vergessen werden. Es war bis in unser Jahrhundert hinein ein unbedeutendes Örtchen, wohl aus einem einzigen Hof entstanden, der bis vor kurzem noch in der quer zum Tal verlaufenden zweireihigen Häusergruppe um einen Platz erkennbar war.

Im obern Ergolztal

Kehren wir nun zum obersten Tal der Ergolz zurück, das bei Oltingen beginnt, so kommen wir entweder auf dem Umweg über Anwil oder auf Fußpfaden durch das sich immer tiefer einschneidende Ergolztal am verborgenen Wasserfall des «Brüüsich» vorbei durch das Auenland nach *Rothenfluh*, das ein richtiges Bachzeilendorf ist. Und zwar liegt es an zwei Bächen, der südliche Teil geht der Ergolz nach; der nördliche Teil begleitet den von Osten herkommenden Dübach bis zur Mündung und kommt dort mit dem andern Teil zusammen, beinahe einen Ring bildend, der auch am oberen Ende durch ein Verbindungssträßchen fast geschlossen ist. Im Mittelalter gab es bis ins 12. Jahrhundert noch kein Dorf mit dem Namen Rothenfluh. An seiner Stelle lag die Siedelung Loglingen, die im Jahre 1195 in einer Papsturkunde als «Rotenfluo» erwähnt wird. Die Felswand mit ihrem Namen hatte also schon damals die an eine alemannische Sippe erinnernde Bezeichnung Loglingen verdrängt. Die im Abendlicht leuchtende Fluh hatte aber auch den Namen einer weiteren Ortschaft zum Verschwinden gebracht, nämlich den von Hendschikon, einer Siedelung an der Einmündung des Lehenbächleins in die Ergolz, also in der Nähe des jüngeren Weilers von Rothenfluh-Säge. Hendschikon nahm den Namen Nieder-Rothenfluh an, verschwand dann aber und wurde erst sehr viel später an benachbarter Stelle durch die Häuser der Säge ersetzt.

Eine Zeitlang bestanden sowohl in Nieder- wie in Oberrothenfluh Kirchen, ein Zeichen, daß beide Orte gut bevölkert waren. Während St. Georg in Niederrothenfluh verschwand, blieb St. Stephan in Oberrothenfluh bestehen. Seine Lage über dem Dorf und unter der Fluh war von jeher bedeutsam, und neben dem Gotteshaus stand wohl der Meierhof, wie sich denn an dieser Stelle noch heute eine altertümliche Häusergruppe abzeichnet.

Wo das Ergolztal erst durch den von Norden herantretenden Wischberg eingeengt, dann aber rasch durch Tälchen und Mulden, die vom Farnsberg herkommen, breiter wird, liegt das langgestreckte Dorf *Ormalingen*, das im Mittelalter Normandingen hieß. Es zieht sich der Talstraße nach und muß wohl von drei Stellen aus gewachsen sein, einmal von der Gruppe am oberen Dorfende um die Mühle aus, dann am rechten Ergolzufer, wo das Pfarrhaus einen wichtigen Ausgangspunkt bildet, und weiter unten, wo sich die Straße zum Dorfplatz weitet, von dem aus eine breite Nebenstraße, der «Zinken», sich nordwärts an den Farnsberg ansteigend erstreckt. Die Kirche St. Nikolaus liegt am schattigen Hang links der Ergolz, wohl an einer Stelle, die schon in der Heidenzeit ein Quellheiligtum trug; wenige

Schritte von der Kirche findet sich noch heute eine starke Quelle. Das Gotteshaus gehörte ursprünglich zur selbständigen Pfarrei Normandingen; diese trug aber wohl zu wenig Einkünfte ein, so daß die Pfarrei mit der weit entfernten von Buus vereinigt wurde, welch letztere Sitz des Priesters bis zur Reformation blieb.

Zu diesem weitgedehnten Pfarrsprengel gehörte schon damals das Dörflein *Hemmiken*, das östlich unter der wuchtig ins Land blickenden Farnsburg in einer lieblichen Mulde liegt. Der alte Ortskern liegt merkwürdig zusammengedrängt am alten aus der Mulde nordwärts ansteigenden Weg.

Das obere Ergolztal wird beherrscht durch den großen Ort *Gelterkinden*, dort wo von Norden und Süden mehrere Seitentäler einmünden. Daß hier vielleicht einmal eine Stadt geplant war, haben wir bereits geschildert. Ein wichtiger Weg führte von Norden her darauf zu. Dieser berührte das kleine Dorf *Rickenbach*, das im Mittelalter noch lange nicht viel mehr als ein «Hof» war. Vielleicht gehörte jene Häusergruppe östlich der Straße, die als «Chloster» bezeichnet wird, zu diesem alten Ortskern. Aber auch eine weitere Gruppe, die im oberen Ortsteil am Bach steht, könnte den «Hof» gebildet haben. Eine Kapelle war Filiale von Gelterkinden; ihr Standort ist nicht mehr bekannt.

An der Straße nach Rheinfelden

Die alte, nach der Stadt Rheinfelden führende Straße überstieg die Buuser-Egg und gelangte nach dem Orte *Buus*, der in der tiefsten Stelle einer auf allen Seiten mit Bächen und Tobeln durchfurchten Mulde zu Füßen der Farnsburg liegt. Der Name der Siedlung gehört wohl zu den seltsamsten im Baselbiet und ist auf keine Weise zu erklären; sicher ist nur, daß er in keltisch-römische Zeit zurückweist. Auch der hier gepflegte Weinbau muß recht alt sein.

Dem Talweg nach abwärts kommen wir nach *Maisprach*, wo ebenfalls die Reben einen guten Teil der nach Süden gerichteten Berghänge bedecken. Auch hier muß der Ortsname vor die Zeit der Völkerwanderung zurückgehen. So wenig wie bei Buus ist auch die Form des Dorfgrundrisses zu klären und scheint beide Male von einem Mittelpunkt aus an den von hier ausstrahlenden Feldwegen gewachsen zu sein. Und doch gibt es, wenn man genauer hinsieht, Zentren der alten Gebäude, die aus den uralten «Höfen» entstanden sind. So muß in Buus dort, wo das «Wabigen-Tälchen» bei der Kirche ausmündet, ein solches Zentrum bestanden haben in jenem Hof, den im Jahre 1307 mitsamt der Kirche und dem Kirchensatz der Graf

Volmar von Froburg besaß und den er dem Ritter Jakob von Kienberg verlieh. 1310 war dieser Hof bereits in vier Teile geteilt; den Teil, den der Graf Werner von Homburg an Johann von Kienberg verlieh, gab er gleichzeitig kaufswise an einen neuen Lehensherrn, die Deutschritter zu Beuggen. In Maisprach müssen innerhalb des Dorfes gleich zwei Höfe ein Eigenleben geführt haben, von denen der eine der Basler Kirche gehörte und das Gotteshaus zu Maisprach mitumfaßte, weshalb das Dasein dieses Hofes an die Westseite des Dorfes, an die «Müsgasse» zu verlegen ist, während der zweite Hof, ein Freihof, der vom Reich abhing und deshalb als Königsgut auf die einstige römische Villa an dieser Stelle zurückgehen könnte, in der Gegend nahe dem heutigen Dorfplatz, nordöstlich darüber zu suchen ist. Alt wird auch die vom Dorf getrennte Siedlung der Mühle sein, die südlich des Talbaches liegt.

Der alte, vor allem im 11. und 12. Jahrhundert wichtige Durchgangsweg von Rheinfelden über die Schafmatt und die Froburg nach Burgund, wo die Grafen von Rheinfelden und ihre Verwandten, die Zähringer, ihre großen Gebiete liegen hatten, ging über Magden der Rheinstadt und ihrer Brücke zu. Magden muß hier als wichtiger Ort erwähnt werden, obgleich er nie zum «Baselbiet» gehörte. Sein Name geht ebenfalls in die keltisch-römische Zeit zurück und weist darauf hin, daß hier wie in der Nachbarschaft das römische Erbe lange wirksam blieb. Magden war ein Kreuzungspunkt verschiedener alter Wege. Auch in dem südwärts ansteigenden Tälchen von *Wintersingen* verlief ein nicht unbedeutender Weg, der über den Sattel neben der Sissacherfluh den im Ergolzthal gelegenen Hauptort des Sisgaues erreichte. Daß in Wintersingen auch ein königlicher Freihof bestand, deutet auf einen römischen Gutshof hin, der in fränkischer Zeit eben Königsgut wurde. Im 14. Jahrhundert waren die Grafen von Tierstein Lehensherren dieses Hofes, den sie ihren Dienstmannen, den Herren von Wintersingen, übertrugen. Im langgestreckten Dorf, das in der gegen Süden, Westen und Osten ausgeweiteten Mulde genügend Platz hätte, aber lieber die tiefste Rinne im Schatten gegen Norden erwählt, können auch gewisse Zentren mit Baugruppen nachgewiesen werden, so vor allem eines am kleinen Platz, wo der Weg nach dem Haupttrebberg abzweigt, eines weit unten an der «Winterhalde» und eines im «Graben», jenem Quartier jenseits des Talbaches. Das Kirchlein zu oberst im Ort bestand schon im 12. Jahrhundert und gehörte 1196 dem Augustinerchorherrenstift St. Leonhard zu Basel als Geschenk eines unbekannten adeligen Herrn. Wenn damals eine Kirche bestand, so muß der Ort nicht unbedeutend gewesen sein; wie hätte er sonst die für den Unterhalt von Priester und Gotteshaus nötigen Abgaben aufbringen können?

Die auf den Höhen westlich von Wintersingen gelegenen kleinen Gemeinden *Nußhof* und *Hersberg* sind beides Beispiele für Ansiedelungen, die erst im späteren Mittelalter entstanden sind, ähnlich Schönenbuch bei Allschwil oder Liedertswil bei Onoldswil (Oberdorf). Im 14. Jahrhundert gehörten Nußhof und Hersberg mit Grund und Boden dem nördlich davon gelegenen Kloster *Olsberg*, das als Zisterzienserniederlassung am Ende des 11. Jahrhunderts gegründet wurde. Da die Adeligen der weiten Umgebung hier ihre Töchter versorgten, wurde die geistliche Stiftung auch von diesen Familien mit reichen Gütern beschenkt, was wiederum auf den baulichen Zustand der dem Kloster gehörenden Orte und auf die zu diesen führenden Wege eine Rückwirkung ausübte. Noch heute steht ja am oberen Ende des Dörfleins Hersberg der sogenannte «Olsbergerhof» als Zeichen dafür, daß hier die Ansiedelung ihren Ursprung nahm.

Wir sind am Ende unserer Wanderung durch das Baselbiet. Die ganze weitere Entwicklung bis heute können wir nur verstehen, wenn wir den alten Gegebenheiten an Lage und Verbindungen der Orte untereinander nachgegangen sind. Jede Zeit baut auf der früheren auf und kann nicht ohne die Vergangenheit gedeutet werden und ohne diese sein.

VIII. Gotische Bauzeit im 14. und 15. Jahrhundert

Nachdem wir uns über den Bestand an Siedelungen im Gebiet von Schönenbuch bis Anwil, vom Belchen bis zum Rhein ein Bild gemacht haben, können wir uns erst richtig das weitere Wachstum vorstellen. Daß die Burgen auf den Anhöhen aus Stein erbaut waren und wie sie aussahen, darüber läßt sich mit Hilfe der erhalten gebliebenen Reste eine einigermaßen lebendige Anschauung gewinnen. Schwerer ist es schon, sich das Aussehen der Bauerndörfer und auch der Städtchen im 14. und 15. Jahrhundert vorzustellen, da die Ortschaften bis zum Aufkommen der ersten zeichnerischen Darstellungen manche Wandlungen erlebten. Es muß im Mittelalter weit mehr in Holz gebaut worden sein, als uns dies heute bewußt ist. Nur in ganz wenigen Beispielen haben sich Häuser der Bauern und der Bürger erhalten, von denen wir sagen können: Das ist der Urtypus unserer Wohnbauten!

Ein gutes Beispiel eines Städtchens ältesten Aussehens mag Werdenberg im St. Gallischen Rheintal sein. Da sieht man noch, wie die hölzernen Bauten auf die steinerne Ringmauer aufgesetzt waren. Aber weitere Beispiele sind rar, weil das Holz an den meisten Orten dem Feuer und der Witterung zum Opfer fiel und später durch Stein ersetzt wurde.

Auch im Baselbiet finden wir deshalb nur wenig, was uns die Bauformen des ausgehenden Mittelalters vor Augen führt. Der Bau von neuen Burgen auf den Anhöhen hatte schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts aufgehört, weil die Erfindung des Schießpulvers eine Veränderung der ganzen Sicherungsweise herbeigeführt hatte. Zudem war das Erdbeben, das nach einigen Vorbeben am Lukastage von 1356 den Jura erschütterte, ein derart folgenschweres Naturereignis, daß der Adel, als Bauherr des ganzen Burgwesens, sich sparsamer als bisher erwies. Auch politisch änderte sich manches; neue Wirtschaftsformen förderten den Aufstieg der Städte und verlangten ein anderes Verwaltungswesen, das nicht unbedingt nur an die Burgen geknüpft werden konnte. Die geschichtliche Entwicklung zeigte dies deutlich. Wir können nicht alles erklären, was an territorialen Veränderungen geschah. Eine Tatsache spricht vor allen: der Kauf der Herrschaften Liestal, Waldenburg und Homburg im Jahre 1400 durch die Stadt Basel und der Beginn der städtischen Rechte über große Gebiete im Ergolzthal und an den Jurapässen.

Daß dies auch bauliche Folgen hatte, ist klar. Man kann sich vorstellen, daß in verschiedenen Ortschaften, vorab in jenen, durch die der Verkehr ging, mancher Bau unternommen wurde. Es waren ja auch die Herrengeschlechter, die sich in den Städten ihre Häuser erbauten, nachdem ihnen die Burgen nicht das behagliche Leben boten, das bei den Bewohnern städtischer Gemeinwesen mehr und mehr üblich wurde. So ist es nicht von ungefähr, wenn die Herren von Eptingen nach dem Erdbeben von 1356, das ihnen die *Burg Madeln* oberhalb Pratteln in Trümmer legte, nicht mehr an die Instandstellung der Feste hoch auf dem Adlerberg dachten, sondern ein Neues unternahmen, nämlich den Bau eines Weiherhauses am Nordrande des Dorfes *Pratteln*. Dieses bot durch den umgebenden Wassergraben wohl auch einigen Schutz, doch nicht für ernsthafte Kriege, dafür aber mehr Nähe der Mitmenschen, der Wege.

So ist es auch denkbar, daß der «*Freibhof*» in *Liestal*, der die westliche untere Stadtecke einnahm, erst kurz vor 1400 seinen eigentlichen Ausbau erfuhr. Eine Stadterweiterung an dieser Stelle bot Anlaß dazu. Zudem wohnten die Herren von Eptingen aus dem Zweige, der auf Bischofstein saß, lieber in Liestal, wo sie bereits 1347 ein Seßlehen innehatten, als oben auf dem von den Ortschaften weit entfernten Bergschloß, das im Erdbeben von 1356 hart mitgenommen wurde. Die Schlösser im Tal waren leichter instand zu halten, die Handwerker leichter zu bekommen und man sah auch täglich etwas, wenn man hier zu den Fenstern hinausschaute. Endlich war es leichter für die der Kirche recht anhänglichen Adelsfrauen, der Messe in den Dorfkirchen und in der Liestaler Stadtkirche beizuwohnen.

Daß am Ende des 14. Jahrhunderts und durch das ganze fünfzehnte hindurch die Bautätigkeit an den Gotteshäusern anhielt, ist durch viele Beispiele erwiesen. Sie wurden eben aus Stein errichtet, der eine lange Lebensdauer besaß. So sehen wir in *Liestal*, daß auf die verschiedenen Bauwerke der fränkischen, romanischen und frühgotischen Periode eine weitere Veränderung des städtischen Gotteshauses erfolgte, die diesem zu einem stattlichen Turm an der Westseite verhalf. Dieser Turm besaß ein für unsere Gegend charakteristisches Satteldach, einen «Käsbissen», wie ihn das erste heute noch vorhandene Bild einer Baselbieter Ortschaft zeigt. Es ist dies jener Holzschnitt in der Chronik von Johannes Stumpf, den vermutlich mit zahlreichen weiteren Illustrationen des Werks der Zürcher Maler Hans Asper (1499–1571) schuf. Auch im Innern der Liestaler Kirche muß damals manches verbessert und verschönert worden sein, wie Reste eines Gewölbes beweisen, ferner Trümmer von Grabplatten, die zu Tischgräbern der in Liestal beheimateten Adelsgeschlechter gehören.

Die Erneuerung der Burgen

Als der Rat von Basel im Jahre 1400 die Herrschaften Liestal, Waldenburg und Homburg erwarb, da lag es ihm daran, daß die zu diesen Taltschaften gehörenden Burgen richtig instandgesetzt wurden. Auch die Stadtbefestigung von *Liestal* muß damals eine Überholung ihres Bestandes erlebt haben. Die früheren Besitzer der Stadt, die Bischöfe von Basel, welche die Froburger Grafen abgelöst hatten, befanden sich in steten Geldnöten, so daß sie die Liestaler Ringmauern und Türme nur schlecht unterhielten. So war es notwendig, daß die Ratsherren Basels eine größere Summe aus ihrem Stadtsäckel springen lassen mußten, wenn die Umwehrung allen Gefahren gewachsen sein sollte. Die Ringmauer mitsamt dem Wehrgang erfuhr eine große Verbesserung; es wurden auch Erker an verschiedenen Orten angebracht. Im Jahre 1416 wird auch ein «zwingolf» erwähnt, d. h. ein Zwinger, der sich an der meistgefährdeten Stelle mit einer Vormauer vor den eigentlichen Bering der Stadt legte. Die Instandstellung der Ringmauer benötigte mehrere Jahre und zog sich von 1408 bis 1414 hin. Die Liestaler konnten die Ausgaben nicht allein bestreiten, Basel schoß manche Summe zu. Im Jahre 1427 erlebte das Obertor eine Erneuerung; verschiedene Meister arbeiteten mit ihren Knechten daran. Vielleicht daß damals eine Erhöhung des Turmes stattfand. Dem Obertor wurde immer besondere Sorgfalt zugewendet, weil es die am meisten gefährdete Seite gegen den «Burg»-Hügel decken mußte. Das «Untere Tor» stand weit günstiger über dem tiefen

Graben des Orisbachs und wurde offenbar mit der übrigen Ringmauer nach 1408 verbessert. Es brauchte hier kein so hohes Bauwerk wie am oberen Ende der Stadt. Wann der sogenannte *Wasserturm* an der Südwestecke der Stadt errichtet wurde, ist schwer zu sagen. An den Kanten besaß das markante Bauwerk mächtige Buckelquader, die auf ein stattliches Alter wiesen. Doch die breite Schießscharte, die gegen die Angriffsseite dräute, läßt auf eine Entstehung am Ende des 15. Jahrhunderts schließen, was auch seine vorspringende Stellung im Mauerring tut. Der «Wasserturm» hatte den Einfluß des Stadtbaches zu bewachen, einer wichtigen Wasserrinne, die etwa 600 m oberhalb der Stadt vom Orisbach abgeleitet wurde. Während der Turm leider durch Unverstand 1897 der Spitzhacke zum Opfer fallen mußte, hat sich das Stadtbächlein noch erhalten. Draußen beim Schwieriweg führt ein Fußweg an ihm aufwärts zum kleinen Wehr, das ihn aus dem Bach in die Stadt zu laufen zwingt.

In der unteren Stadt wurde sodann 1438 der «Neue Turm» erbaut, der später «Costenzerturm» hieß und an der Nordwestecke der Stadt beim «Freihof» stand. Hier muß die Mauer in eben jener Zeit weiter hinausgeschoben worden sein, so daß der alte «Sinwelenturm» abgebrochen wurde; die Steine mögen am neuen Bauwerk Verwendung gefunden haben.

Auch in den Burgen, welche die Stadt Basel 1400 mit den Herrschaftsrechten erworben hatte, auf Waldenburg und auf Homburg, muß manches erneuerungsbedürftig gewesen sein. Die Ratsherren setzten ihre Ehre drein, die Wehrbauten, welche die beiden Hauensteinpässe auf deren Nordseite überwachten, so trefflich instandzustellen und zu halten, daß die adeligen Nachbarn zu merken bekamen, wie gut man in den Städten an Handel und Gewerbe verdiente. Die Stadtbürger, welche als Vögte auf diese Schlösser gesandt wurden, wollten zudem so gut wohnen wie es in der Stadt Gewohnheit geworden war.

So wuchsen die Burgen vom ältesten Teil hoch auf dem Felsgrat ein Stück weit den Flügen nach abwärts, mit Höfen, Wohn- und Ökonomiebauten. Von 1432 bis 1439 wurde an der Waldenburg eifrig gebaut und damals auch die Mauer, welche die Burg mit dem darunterliegenden Städtlein verband, neu errichtet, um die Sperrfeste in der Talenge vollkommen zu machen. 1442, als ein Blitzstrahl die Waldenburg beschädigte, mußten weitere Bauarbeiten durchgeführt werden. Die Stadt Basel war gezwungen, gerade die Waldenburg in bestem Stand zu halten, denn die Solothurner waren darauf aus, die Feste am Oberen Hauenstein mit List und Tücke für sich zu gewinnen. Auch der nachfolgende Krieg gegen Österreich und die Armagnaken zwang Basel, seine Burgen mit Kriegern, Waffen und Mauern gut auszustatten. Das Gleiche wie von Waldenburg ist auch von der Hom-

burg zu sagen. Als im Jahre 1435 Balthasar Schilling auf Homburg Vogt geworden war, begann er mit großen Ausbesserungen der Burgbauten. Das Geld für alle diese kostspieligen Bauarbeiten wurde durch ein von den Kaufleuten und anderen Passanten gefordertes Brücken- oder Weggeld an verschiedenen Orten der Basler Herrschaft aufgebracht; zu dieser Steuererhebung hatte König Sigmund 1431 selber die Bewilligung gegeben.

Als im August 1461 die Stadt Basel die Herrschaft *Farnsburg* mitsamt der Landgrafschaft im Sisgau von dem verarmten Thomas von Falkenstein erwarb, da ging sie auch hier sogleich an die baulichen Aufgaben, die ihr bei dieser Feste gestellt wurden. Gleichzeitig mit der Wahl des ersten Landvogtes, Peter Offenburg, begannen laut Wochenausgabebuch der Stadt die Auslagen für die Instandstellung der Burg. Bezeichnend ist, daß als erstes der Backofen an die Reihe kam. Dann wurden die Fenster «geplezt», dann die «fenlyn» gemalt, d.h. mit dem Baselstab versehen, dann die Fallbrücke neu geschaffen. Und schließlich hatte auch der bekannte Steinmetzmeister Jakob Sarbach auf der Burg zu tun. Natürlich wurde die Bergfeste auch mit dem notwendigen Geschütz und zahlreichen Waffen versehen.

Fortan war die Stadt um den guten baulichen Bestand der Farnsburg besorgt. In Zeiten besonderer Gefahr, so im Verlauf des Burgunderkriegs, mehrten sich begreiflicherweise die Auslagen für die Burgen, aber auch sonst wurden in den Wochenausgabebüchern Summen für Farnsburg vermerkt, so von 1483 bis 1485, wo die Fallbrücke wieder überholt und ein Ofen angeschafft wurde, der – der Summe nach zu schließen – ein kunstvoll ausgestattetes Werkstück gewesen sein muß.

Von anderen Burgen im Baslerischen Jura ist weniger zu sagen. Die Adelsherren, welche bis ins 15. Jahrhundert hinein im Besitz von Schlössern mit zugehörigen Herrschaften verblieben waren, hatten Mühe, sich wirtschaftlich zu halten. Die Bürger der Stadt Basel verdienten mit Handwerk und Handel weit mehr als sie, und nach und nach ging deshalb Dorf um Dorf an die Städte über, denn auch Solothurn wagte sich ungeniert über die höchsten Juraketten hinweg ins Baslerische Nachbargebiet hinüber und erwarb von den verarmenden Adeligen, was nur zu haben war. Die Aarestadt verstand es dabei besser als Basel, sich mit den Schloßherren freundschaftlich zu stellen. So gingen die Basler mit den Grafen von Tierstein recht seltsam um, so daß diese den Anschluß an Solothurn suchten und fanden. Im Jahre 1478 stellte sich deshalb Graf Oswald von Tierstein mit allen seinen Burgen, vorab mit dem Basel eng benachbarten Pfeffingen, unter das Protektorat Solothurns, und als Solothurn 1481 mit den Eidgenossen in den «Ewigen Bund» trat, wurde ihm bei dieser Gelegenheit der Besitz im

Jura garantiert, was bewirkte, daß sich die Stadt noch weiter in jene Gegenden auszustrecken versuchte, und dies mit Erfolg. Am 18. November 1485 erwarb sie von Ritter Bernhard von Efringen, einem gebürtigen Basler, Burg und Herrschaft *Dorneck*, ein Geschehnis, das der Stadt Basel für immer in nächster Nähe einen Riegel vor eine wichtige Türe schob. Solothurn begann bald, die Burg Dorneck zu einer stattlichen Landesfestung auszubauen, die – mit dem letzten Bollwerk noch unvollendet – bereits im Jahre 1499, im Schwabenkrieg, ihre wichtige Rolle als Sicherung der Eidgenossen gegen das Elsaß zu spielen begann.

Die der Stadt etwas näher als Dorneck gelegene Burg *Birseck* gehörte dem Bischof von Basel. Die zugehörigen Dörfer im Birs- und Leimental hatte Basel wohl auch gelegentlich zu erwerben gehofft; doch Bischof und Domkapitel hielten an diesem Gebiet fest, weil es ihnen die Verbindung mit der Stadt und dem deutschen Reich gewährleistete, besonders auch nach dem Eintritt Basels in den Bund der Eidgenossen 1501. Am Ende des 15. Jahrhunderts besaß die Burg Birseck fast den gleichen baulichen Bestand wie geraume Zeit später. Nur an der Westseite muß sich anstelle der späteren Kapelle ein Zwinger zu einer Toranlage befunden haben. Dies zeigt der Holzschnitt eines Unbekannten, der die Schlacht von Dornach 1499 darstellt, recht deutlich. Der Wohnbau gegen Süden muß dann zu Beginn des 16. Jahrhunderts um ein Geschloß und ein mächtiges Dach mit Ecktürmchen erhöht worden sein.

Auf dem gleichen Holzschnitt von 1499 sind auch die Burgen Dorneck und Reichenstein abgebildet. Bei der ersten sieht man, daß das mächtige Bollwerk, das den Hauptzugang zu schützen hatte, eben vor der Vollendung stand. *Reichenstein* dagegen wird uns als Ruine dargestellt. Die Basler Familie Reich, welche, seit alters begütert, im Dienste des Bischofs hochgekommen und dem Adel beigesellt worden war, hatte offenbar an dieser ihrer ersten Burg kein Interesse mehr und ließ sie zerfallen. Der Holzschnitt zeigt den zerfallenden Wohnturm im oberen Teil als Nest wilder Vögel, nur der Torbau scheint noch einigermaßen intakt.

Die der Stadt Basel am nächsten stehende Burg war *Münchenstein*. Sie krönte das Städtchen. Das vielfältige Bauwerk muß auch im 15. Jahrhundert um manches Gebäude vermehrt worden sein. Basel hatte schon lange gehofft, in den Besitz der Herrschaft zu gelangen, doch auch Solothurn bewarb sich darum, und es brauchte für Basel manche Anstrengung, bis endlich 1515 die Dörfer Münchenstein und MuttENZ mit zugehörigen Burgen in ihren endgültigen Besitz übergingen. Und erst jetzt, nachdem ein baslerischer Landvogt ins Schloß eingezogen war, erhielt dieses durch eine große Erneuerung das Aussehen, welches es bis ans Ende der alten Zeit beibehielt.

Die drei Burgen auf dem *Wartenberg* waren am Ende des 15. Jahrhunderts dem Zerfall preisgegeben. Jedenfalls konnte die Stadt, welche sie um 1515 erwarb, nichts mehr damit anfangen, obgleich sich die Vordere Burg sicher hätte zu einer günstig gelegenen Landesfestung ausbauen lassen. Aber Basel scheute die Kosten, kam ihm doch schon der Unterhalt der Stadtmauer und deren zeitgemäßer Ausbau zu teuer vor.

Eine Befestigung, die noch dem späten 14. oder dem Anfang des 15. Jahrhunderts angehört, finden wir mitten im Dorfe *Muttenz*, wo die Besitzer der Herrschaft, die Herren Münch von Münchenstein, die aus der romani-schen Zeit stammende Pfarrkirche mit einer hohen Mauer umgaben und die Zugänge an der Nord- und Südseite mit schützenden Türmen versahen. Daß diese Kirchenburg in solch vorzüglicher Weise bis heute erhalten blieb, ist ein kleines Wunder. Einzig der Dorfbach, der sie in zwei Armen umfloß, ist seit einigen Jahrzehnten zugedeckt.

Es ließen sich noch einige Burgen und Schlösser aufzählen, die sich im späten Mittelalter kleine Umbauten gefallen ließen, so etwa die Weiherhäuser von Benken, Therwil, Bottmingen und Binningen, sowie das von Pratteln. Aber da die Zeit der Burgen sich langsam ihrem Ende zuneigte, gab es keine neuen derartigen Bauwerke mehr. Die Steinbauweise jener Zeit wurde in den zahlreichen Kirchenbauten des 15. Jahrhunderts weit deutlicher und hat sich auch als sichtbares Zeugnis jener Epoche bis auf den heutigen Tag erhalten. Was sich nicht erhielt, ist der damalige Zustand der Bauernhäuser jener Zeit. Erst im 17. Jahrhundert tauchen die ersten Darstellungen unserer Ortschaften auf, die uns ein richtiges Bild der Bauweise geben.

Neue oder erweiterte Gotteshäuser

Nun wollen wir uns mit den Gotteshäusern unserer Landschaft befassen, die in der Zeit zwischen dem Erdbeben von Basel 1356 und dem Ereignis der Reformation neu entstanden sind oder eine heute noch deutlich sichtbare bauliche Veränderung erlebt haben.

Das kirchliche Leben war im 15. Jahrhundert auf vielfache Art sichtbar geworden. Dem Äußern wendete sich der Gottesdienst überhaupt zu, zum großen Nachteil des inneren Gehaltes. Wunderglauben, Wallfahrten, Reliquien, farbenprächtige Prozessionen und Bannumgänge – all dies för-derte natürlich auch die Bautätigkeit an und in den Kirchen und Kapellen. Ein besonderes Heiligtum gab es allerdings in unserer Landschaft nicht, dem besonderer Eifer zu einem überragenden künstlerischen Schmuck ver-holfen hätte, so wie es etwa das Münster in Thann durch die Wallfahrt zum

Teilglied eines Fingers des heiligen Theobald erlebt hat. Offenbar waren die Bewohner unserer Juratäler damals schon recht nüchtern und verbargen ihre Phantasie hinter den Sorgen des Alltags. Große Reichtümer konnten bei uns auch nicht erworben werden wie etwa in Gegenden, wo der Silberbergbau – wie im Schwarzwald und in den Südvogesen – manche wertvolle Kirche erstehen ließ.

Es waren auch jetzt bescheidene Gotteshäuser, die im Stil der Spätgotik von unbekannten Meistern errichtet wurden. Sehr oft wurden große Teile der früheren Bauten wieder verwendet; das Langhaus oder der Chor erfuhren Erweiterungen, die Türme wurden meist belassen, so daß die für unsere Landschaft charakteristische Form des oberen Abschlusses blieb, das Satteldach oder wie man in der Mundart sagt: der «Käsbissen». Solche Türme finden sich ja nicht nur im Baselbiet, sondern noch weit zahlreicher im benachbarten Markgräflerland und im Sundgau, so daß man die heute viel im Munde geführte «Regio» beinahe nach dem Vorkommen solcher Türme abgrenzen könnte.

In Basels Umgebung

Wenn wir nun wieder eine Wanderung durch das «Baselbiet» im nordwestlichen Zipfel seines heutigen Bestandes antreten, so können wir gleich von *Allschwil* melden, daß die schon 1251 erwähnte Dorfkirche St. Peter und Paul um das Jahr 1443 neu erbaut wurde. Aus dieser Bauperiode hat sich der untere Teil des Turmes bis heute erhalten.

Auch von einem gotischen Gotteshaus in *Ettingen* haben sich wenige Beweisstücke erhalten, so vor allem das «Sakramentshäuschen», das in die neuere Chorwand eingemauert wurde. Sonst gibt es im Leimental kaum ein Überbleibsel von Bauten und Kunstwerken aus dieser Zeit, weder in St. Margarethen zu Binningen, noch in Oberwil, geschweige im oberen Teil des Talbeckens; denn die Talkirche zu Weißkirch oberhalb von Benken wurde leider zu Ende des 18. Jahrhunderts vollkommen dem Erdboden gleichgemacht. In Therwil muß eine Kirche aus dem 13. Jahrhundert auch weiter gedient haben, ohne daß wir über ihr Aussehen oder ihre Ausstattung etwas Näheres wüßten.

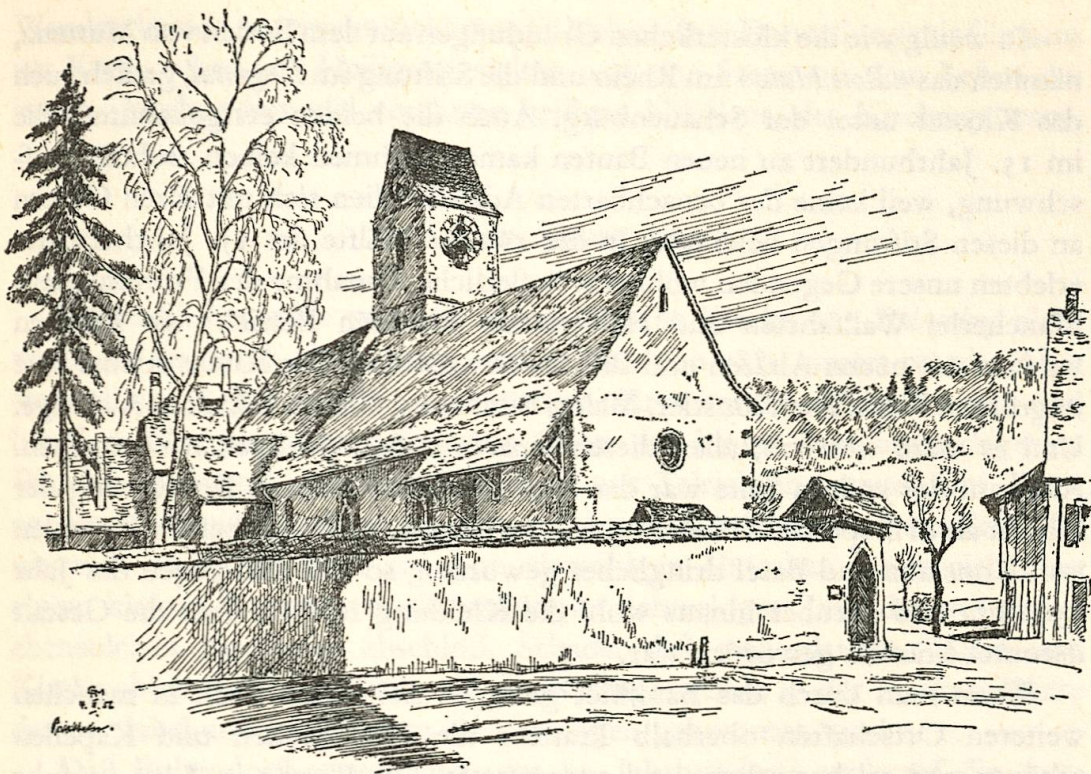
Erst jenseits der Birs kommen wir zur Pfarrkirche von *Münchenstein*, die deutlich aus der gotischen Zeit stammt, aber durch viele Umbauten in jüngerer Zeit außer der Anordnung eines Turmchores rein nichts von älteren Bauzeugen bewahrt hat. Auch die alte Pfarrkirche St. Odilia in *Arlesheim*, die ebenfalls in gotischer Zeit neu erbaut worden war, mußte in

den Revolutionsjahren verschwinden. In *Muttenz* dagegen hat sich das gotische Langhaus erhalten, das an die romanischen Chorteile angefügt worden ist; dafür ist das romanische Schiff verschwunden, das schmaler war als das neue. Dieser Neubau wurde reich ausgeschmückt, vor allem bekam er eine Leistendecke mit geschnitzten Teilen. Im einen den Raum teilenden Band steht zu lesen: «dis werck hat gemacht ûlrich brüder der tischmacher ze Basel in dem iar als man zalt nach unnsern lieben herrn Jheso Christi gepurt funfzehn hundert vier ia(r)». Wandmalereien schmücken die Wände des Vorchores; es zeigen sich hier Szenen aus dem Leben des Kirchenpatrons, des heiligen Arbogast, der König Dagoberts Sohn auferweckt. Ferner ist die Krönung Mariens dargestellt, Einzelfiguren von Heiligen und Wappenschilde. Diese Malereien entstammen dem 15. Jahrhundert; sie sind auf ältere Malschichten aufgetragen. Auch das gotische Langhaus wurde ausgemalt; doch sind diese Kunstwerke leider stark beschädigt und teilweise durch die an der Westseite des Raumes angebrachte Empore verdeckt. Sichtbar blieb das an die innere Westwand der Kirche gemalte «Jüngste Gericht», das aber im Jahre 1885 durch den Muttenzer Kunstmaler Karl Jauslin mit Ölfarbe übermalt wurde. An den Längswänden des Schiffs schließen je zwei übereinander gestellte Bilder an: Im Süden die Begegnung der Maria mit Elisabeth, der Mutter des Johannes und die Geburt Christi, an der Nordseite Christi Einzug in Jerusalem und Leidensgestalt (Ecce homo). Alle diese Malereien gehören dem Anfang des 16. Jahrhunderts an.

Schon in den 1480er Jahren muß an die Innenseite der Muttenzer Kirchhofmauer eine Kapelle angefügt worden sein, das spätere «Beinhaus», durch deren niederes Obergeschoß der die ganze Mauer umziehende Wehrgang ging. Der große Raum im Erdgeschoß wurde um 1513 vorzüglich ausgestattet. An die Südwand wurde eine große Darstellung des Jüngsten Gerichtes gemalt, wobei die umrahmenden Pilaster zeigen, daß der Künstler bereits mit Renaissance-Ornamenten umzugehen wußte. Die Westwand des Beinhauses ziert das merkwürdigste Bildwerk der ganzen Kirchenanlage: es enthält eine der seltenen bis heute erhaltenen Darstellungen, in denen die Legende der hilfreichen Ahnen gestaltet ist. Ein Ritter, der viel am Grabe seiner Vorfahren zu beten pflegte, erhielt deren Hilfe, als er überfallen wurde. Alle steigen sie aus den Gräbern und vertreiben seine Feinde. Interessant ist die Landschaft mit ihren Bauten im Hintergrund des Bildes. Auch dieser Raum wurde im Jahre 1513 mit einer geschnitzten Holzdecke ausgestattet; auf der Mittelgurte finden wir das genannte Datum und den Namen Maria eingegraben. Die Außenseite des Beinhauses wurde mit Malereien geschmückt; wir können hier eine sogenannte Schutzmantel-

Madonna betrachten, einen heiligen Michael und einen überlebensgroßen Christophorus, der das Christuskind auf seiner Schulter über den Strom trägt. Das Datum 1513 ist auch hier angebracht und zeigt, wie viel die Muttenser Kirchgenossen auf die künstlerische Ausstattung ihres Gotteshauses und seiner Nebenbauten aufzuwenden mußten.

Auch im Nachbardorf *Pratteln* machte die Pfarrkirche eine Umwandlung durch, die für das 15. Jahrhundert charakteristisch ist. Das Gotteshaus, dem man in den Schriftstücken erstmals im Jahre 1281 begegnet, war in romanischer Zeit errichtet worden, ohne daß wir wissen, ob es nicht noch ein älteres Kultgebäude an dieser Stelle gab. Bis ins 15. Jahrhundert hatte dieses ältestbekannte Kirchlein, das einen rechteckig schließenden Chor besaß, bestanden. Als das Dorf im Jahre 1468 von den Bernern und Solothurnern bei der Heimkehr aus dem Sundgau geplündert und gebrandschatzt wurde, weil die Ortsherren, die Eptinger, nicht schweizerisch dachten, muß auch die Kirche ein Raub der Flammen geworden sein. Glücklicherweise wohnte damals im Schloß zu Pratteln, das wohl auch beschädigt worden war, der Ritter Hans Bernhard von Eptingen, der baufreudig genug war, um das Zerstörte wieder aufzurichten und sogar noch schöner erstehen zu lassen. Zuerst wurde wohl der Chor der Kirche ins Werk gesetzt, und zwar gab man ihm die doppelte Länge und einen vieleckigen Abschluß. Da das Chorhaus noch heute das Wappen des Herrn von Eptingen und seiner ersten Frau, Agnes von Ratsamhausen, zeigt, muß der Bau vor dem Jahre 1475 fertig gewesen sein; denn Hans Bernhard von Eptingen heiratete am Ende des genannten Jahres, nach dem Tod von Agnes, Lutgardis von Ow, eine nahe Verwandte des süddeutschen Johanniterritters Johannes von Ow, der an mehreren schweizerischen Johanniter-Niederlassungen Komtur war. Vermutlich war dieser schon längere Zeit mit Hans Bernhard von Eptingen befreundet, da der Pratteler Schloßherr im Jahre 1460 eine Reise ins Heilige Land gewagt und damit auch engere Beziehungen mit den Johannitern auf Rhodos und in Palästina aufgenommen hatte. Diese Fahrt an das Heilige Grab bewies bereits den kirchlichen Sinn Hans Bernhards; er bewies ihn erneut, als er die Kirche von Pratteln ausbaute und zu deren Ausschmückung mit Wandbildern einen der ersten Künstler aus der oberrheinischen Landschaft herbeizog. War schon die Aufteilung der Wandflächen mit dem Kranz von Engeln, welche die abwechselungsweise blauen und roten Wandteppiche hinter den Figuren der Heiligen hielten, eine großartige Konzeption zu nennen, so war die Qualität der Gestalten hervorragend. Leider wurden diese einzigartigen Malereien, 1952 kaum ans Tageslicht getreten, durch frevlerische Hände so zerstört, daß eine Restaurierung unmöglich gemacht war.



Kirche von Pratteln

Aber nicht nur der Kirche von Pratteln hatte Junker Hans Bernhard von Eptingen seine besondere Sorge angedeihen lassen. Es war ihm daran gelegen, aus dem Orte etwas Besonderes zu machen. Er wußte für diesen von Kaiser Friedrich III. allerlei Vorteile zu erlangen, damit der 1468 zerstörte Flecken wieder in die Höhe komme. Der Kaiser gewährte Pratteln mit Urkunde vom 4. September 1476 das Recht, jährlich auf St. Leodegarsabend (also zu Ehren des Kirchenpatrons) und an den darauffolgenden beiden Tagen einen Jahrmarkt abhalten zu dürfen; zur Hebung dieses Marktes sollte ferner die Erstellung einer Fähre über den Rhein dienen. Der Junker stiftete in jenen Jahren auch ein Klösterlein unter der Schauenburg (im Hofe Neu-Schauenburg), zu dessen Bau die Steine des in Zerfall geratenen Schlosses erhalten mußten. Er erweiterte ferner die Pratteler Kirche im Jahre 1484 um ein größeres Langhaus und erhöhte den Turm. Aber alle seine Bemühungen, hier für seine Familie eine eigene starke Herrschaft zu gründen, mißlangen zuletzt doch, da ihn der Tod im Dezember 1484 dahinraffte und Basel stärker war. Sein Sohn Hans Friedrich, der auf den Schlössern zu Hagental saß, mußte schließlich 1521 Pratteln mit aller Zubehör an die Stadt verkaufen.

So wenig wie die klösterlichen Gründungen auf dem Boden von Muttenz, nämlich das «*Rote Haus*» am Rhein und die Stiftung im *Engental*, gedieh auch das Kloster unter der Schauenburg. Auch die beiden erstgenannten, die im 15. Jahrhundert zu neuen Bauten kamen, nahmen keinen rechten Aufschwung, weil keine der benachbarten Adelsfamilien sich mit ihren Gütern an diesen Stiftungen beteiligte. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erlebten unsere Gegenden wohl eine äußerliche Zunahme der Frömmigkeit. Mancherlei Wallfahrten und Heiligtümer brachten Betrieb; die Kirchen wurden mit neuen Altären und Bildern ausgestattet. Die Kunst erlebte eine ungeahnte Blüte. Die Künstler, Maler, Bildhauer, Glaser, erhielten Aufträge. Und es wäre wertvoll, allen diesen einzelnen Schöpfungen nachzugehen. Aber auf der andern Seite war der Ruf nach einer inneren Erneuerung der Kirche an «Haupt und Gliedern», wie man sagte, nach den beiden Konzilen von Konstanz und Basel dringlicher geworden, so daß also gegen das Jahr 1500 hin und darüber hinaus wohl die Kleidung reicher, aber die Gestalt darunter kränker geworden war.

Wenn man durch das Baselbiet geht, so sieht man noch in manchen weiteren Ortschaften oberhalb Pratteln die Pfarrkirchen und Kapellen schöner und reicher erbaut und ausgestattet. Die Kirche in *Liestal* erfuhr im Jahre 1506/1507 eine nochmalige Erweiterung, nachdem schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts ein Brand große Erneuerungen notwendig gemacht hatte. Vor allem wurde anfangs des 16. Jahrhunderts das Aussehen des Chores verändert; im Innern erhielt er das Chorgestühl mit seinen wertvollen Flachschnitzereien, sowie den 1942 wieder entfernten Triumphbogen. Das bei dieser jüngsten Renovation des Gotteshauses zum Vorschein gekommene Sakramentsgehäuse, eine kleine Nische an der Nordostseite des Chores, ist ein Beispiel dafür, wie vor der Reformation in den Gotteshäusern das Altarsakrament, der geweihte Wein und die Hostien, aufbewahrt wurden. Erst das Konzil von Trient schaffte diesen Brauch ab und verlangte, daß «Leib und Blut Christi» im Tabernakel auf dem Hochaltar zu versorgen seien. Solche spätgotischen Wandnischen haben sich bei uns etliche erhalten; eine schöne finden wir als Überrest der alten Kirche in *Ettingen*. Ein wertvolles Sakramentshäuschen besaß die Kirche von Hochwald, das jetzt im Basler Historischen Museum aufbewahrt wird. Noch schmuckvollere finden wir in den benachbarten Kirchen des Markgräflerlandes, wo sie wie in Liestal zeitweise übertüncht waren, aber bei Renovationen wieder zum Vorschein kamen.

Die einst einsam am rechten Ergolzufer oberhalb von Liestal gelegene St. Nikolauskirche von *Lausen* erlebte im späten 15. Jahrhundert ebenfalls eine Erneuerung, vor allem des Schiffs, während der Chor um 1486 mit

Wandmalereien ausgeschmückt wurde. Neben einer Darstellung mit Christus am Kreuz sehen wir Heiligengestalten und eine Szene aus dem Leben des im 15. Jahrhundert viel verehrten heiligen Nikolaus, des Kirchenpatrons.

Im Tal der hintern Frenke

Bedauerlicherweise steht die mittelalterliche Kirche von *Bubendorf* nicht mehr, da sie durch einen neugotischen Bau von 1880 ersetzt wurde. Aber sie muß im 15. Jahrhundert eine stattliche Erweiterung erfahren haben und besaß wohl auch einen polygonen Chor, der hinter dem breitgelagerten Pfarrhaus mitsamt dem Langhaus quer zur Talrichtung stand. Der Turm an der Nordseite besaß einen oberen Abschluß, wie er sonst im Baselbiet nirgends zu finden war: aus dem viereckigen Unterbau erhob sich über einem kleinen Dachansatz ein verjüngter achteckiger Teil, der mit einem ebensolchen Spitzhelm abschloß. Schade, daß man glaubte, Turm und Kirche abbrechen zu müssen, als die Kirchgemeinde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts offenbar zu Vermögen gekommen war!

Daß Bubendorf gegen Ende des 15. Jahrhunderts auch auf die Ausschmückung des Kircheninnern bedacht war, können wir uns lebhaft vorstellen, da das Gotteshaus damals der Jungfrau Maria, ihrer Mutter Anna und den 11 000 Jungfrauen geweiht war und somit reiche Möglichkeit bestand, die Altäre mit Gemälden und Statuen auszustatten, zumal das Basler Domkapitel als Patronatsherr mithalf. Die Decke des Kircheninnern war mit gotischem Schnitzwerk versehen und enthielt auch Grabmäler der Schloßherren von Wildenstein. Bubendorf durfte also damals seine Kirche wohl sehen lassen und war auch sonst mit guten alten Häusern wohlversehen, was wir heute noch am benachbarten Dinghof des Domkapitels von Basel und weiteren Bauten mit gotischen Fenstern an den Fassaden und in den Giebeln oben erkennen können. An der jüngst abgebrochenen Sägemühle gegenüber dem Pfarrhaus befand sich eine prächtige spätgotische Tür, die bewies, daß auch die Handwerker im Ort etwas auf bauliche Repräsentation hielten.

Wenden wir uns im Tal der hinteren Frenke, an der sich Bubendorf langgestreckt aufreht, weiter dem Flüßlein entgegen, so gelangen wir nach *Ziefen*, wo die Kirche bis in die Mitte unseres Jahrhunderts frei und unbehelligt von ihrem Burghügel ins Tal hinabsah. Wie in Pratteln, so war auch hier ein Herr von Eptingen am Werk gewesen, dem Dorf eine ausgeschmückte Kirche zu hinterlassen. Nur war das bereits etwa hundert Jahre früher als in Pratteln geschehen, als im 14. Jahrhundert die kleine von den

Eptingern auf diesem Hügel über Ziefen errichtete Burg noch bestand. Vielleicht mochte dieses feste Bauwerk im Erdbeben vom Oktober 1356 gelitten haben, worauf Ritter Heinrich (VI.) von Eptingen, genannt der «Zivener» (in Urkunden erwähnt 1322 bis 1366), sich im Wiederaufbau vor allem mit der Burgkapelle befaßte und sie zu einer Pfarrkirche umgestaltete, während die übrigen Teile der Burg dem Untergang überlassen wurden. Wie weit der heute von Westen nach Osten konisch sich verengende Kirchenraum mit seinen Mauern auf alten Fundamenten steht, ist bis jetzt noch nicht untersucht worden. Wohl aber kamen bei einer im Jahre 1961 durchgeführten Grabung am Hang nordwestlich vor der Kirche Grundmauern der alten Eptingerfeste zum Vorschein, welche letztere ursprünglich sicher bis auf den Scheitel des Hügels reichte, wo eben an den Burgturm die alte dem heiligen Blasius geweihte Kapelle anstieß. Der Turm blieb stehen und weist sehr starke Mauern auf, die im Erdgeschoß gegen Westen und Süden je eine Schießscharte zeigen, während eine solche gegen Norden, zur früher hier weitergehenden Burg hin, fehlt. Der heilige Blasius wird in unserer oberrheinischen Gegend schon seit dem 9. Jahrhundert verehrt, nachdem um 855 Gebeine des Heiligen von Rom nach dem Kloster Rheinau und von dort nach der Albzelle gesandt worden sind, welche letztere geistliche Ansiedlung bald nach diesem Ereignis den Namen St. Blasien annahm. Möglicherweise hing die Verehrung dieses Patrons in Ziefen mit diesem Schwarzwaldkloster zusammen. Im Laufe der Zeit gesellten sich eine ganze Reihe weiterer, in diesem Heiligtum verehrter Heiliger, Apostel, Märtyrer, die Gottesmutter und die Elftausend Jungfrauen bei, was vielleicht besonders beim Umbau der Burgkapelle in eine Pfarrkirche geschah und ebenfalls Ritter Heinzmann dem «Zivener» zuzuschreiben ist.

Ihm ebenfalls zu verdanken sind wohl die erhaltenen Wandbilder an der Westwand gegen den Turm und an der Nordwand, die neben einer überlebensgroßen Gestalt des heiligen Christophorus, des Christusträgers, zahlreiche Darstellungen aus der Lebens- und Leidensgeschichte Christi aufweisen. Da im 17. Jahrhundert die östliche Chorwand und die Südwand des Langhauses verändert wurden, fehlen dort die Bilder. So sind vom gesamten Zyklus, der möglicherweise auch Szenen aus dem Leben des heiligen Blasius einschloß, von mindestens dreißig Bildern noch siebzehn erhalten. Wie in den jüngeren leider zerstörten Wandbildern der Kirche von Pratteln, wechseln auch im Gotteshaus von Ziefen rote und blaue Flächen miteinander ab, vor deren Hintergrund die Gestalten in sicherer Zeichnung dastehen. Die waagrecht laufenden Ornamentbänder und andere im östlichen Teil der Nordwand weisen deutlich auf die Malereien hin, wie sie auch die Liederhandschriften im Zürichgau und Bodenseegebiet schmücken, bilden

also eine Erinnerung an die Zeit der späten Minnesänger. Zwar verlegt Rudolf Riggensbach diese künstlerische Ausschmückung der Kirche von Ziefen in die Jahre von 1330/40, doch bleibt die Möglichkeit bestehen, daß sie erst nach dem Erdbeben von 1356 entstanden sind; denn wie oft hat sich erwiesen, daß Bau- und Kunstwerke in der Landschaft denen der Stadt in einem gewissen Abstand nachfolgen.

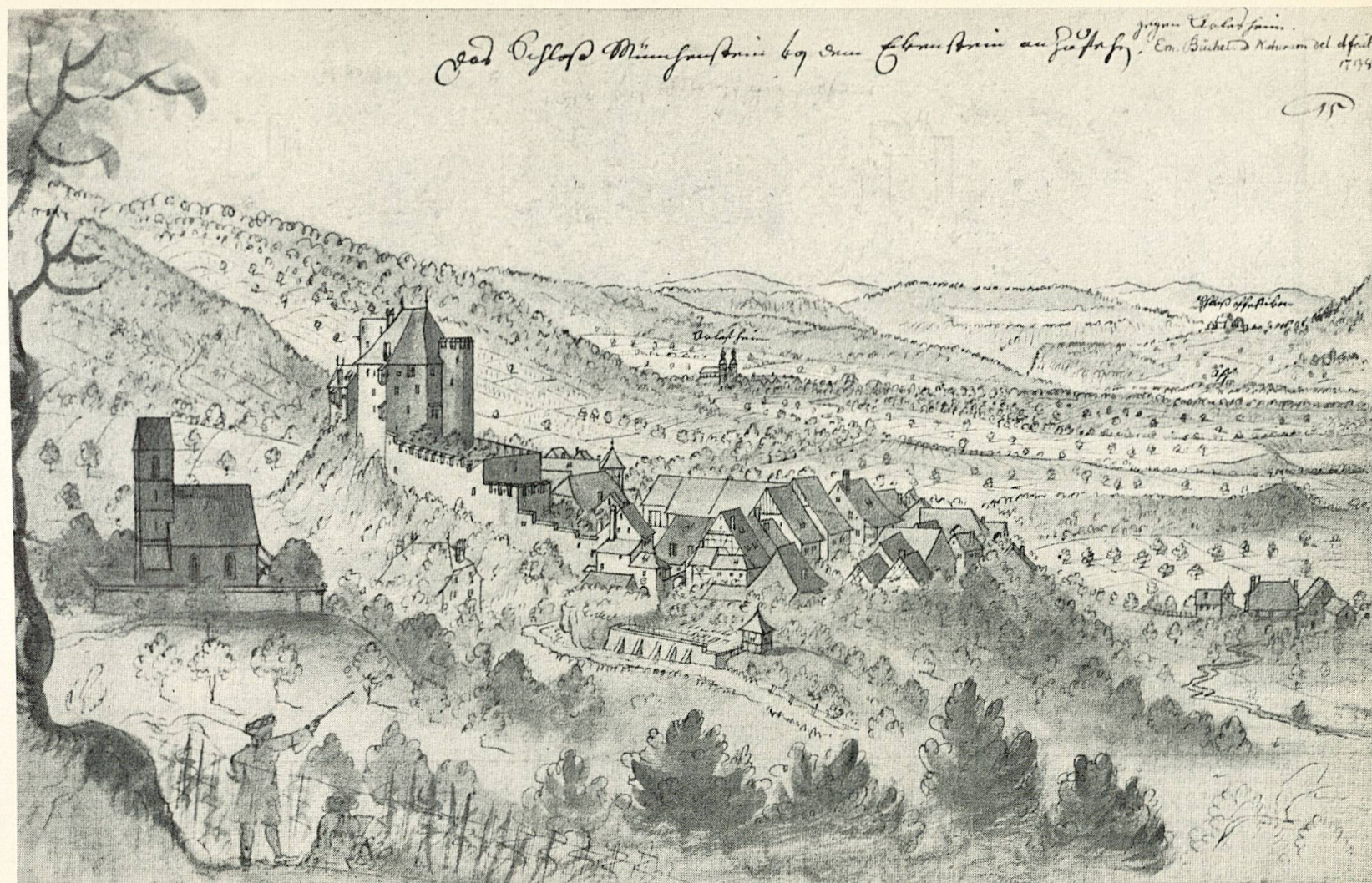
Im obersten Dorf des hinteren Frenketales, in *Reigoldswil*, bestand ursprünglich nur eine kleine Kapelle aus der fränkischen Zeit, die dem heiligen Hilarius geweiht war. Die Dorfbewohner gingen nach *Lauwil* in die Pfarrkirche St. Remigius, die aus der gleichen frühen Epoche stammte, zur Messe. Wenn man die Zeichnung Emanuel Büchels von Reigoldswil aus dem Jahre 1754 betrachtet, so sieht man über dem Hauptteil des langgestreckten Dorfes, das immer mehr talabwärts gewachsen war, ein Kirchlein an der Halde stehen, das deutlich die Merkmale der spätgotischen Bauweise zeigt: an ein kurzes Schiff stößt ostwärts ein eingezogener polygoner Chor, und über der Westseite mit dem Krüppelwalmdach erhebt sich ein schlichter viereckiger Dachreiter. Sollte dieser Bau nicht dem 15. Jahrhundert entstammen? Sicher wurde dieses Gotteshaus doch erbaut, als die Pfarrei Reigoldswil noch selbständig, d. h. nur mit Lauwil verbunden war, was in den Jahren nach der Reformation geändert wurde. So könnte die Kirche in Reigoldswil kurz nach 1500 entstanden sein. In diesem Jahr amtierte kein Priester auf dem Kirchbühl zu St. Romai südlich von Lauwil und kein Kaplan in der Filiale St. Hilari hinter Reigoldswil. Da einigten sich die Inhaber der Pfarrsätze, nämlich der Bischof von Basel und die Herren von Ramstein auf Gilgenberg darüber, einen Priester anzustellen, der in Reigoldswil seinen Sitz haben sollte. In Büchels Zeichnung des Dorfes von 1754 können wir deutlich unterhalb von Kirche und ummauertem Kirchhof ein Haus erblicken, das mit seinen gotischen Formen als die anfangs des 16. Jahrhunderts erbaute Priesterwohnung angesehen werden kann.

Auch die Pfarrkirche von *Bretzwil* muß in der spätgotischen Zeit entstanden sein, nachdem das Dorf von der großen Pfarrei Oberkirch bei Nunningen abgetrennt worden war. Ihr Bestand geht noch weiter zurück; denn bereits im Jahre 1230 belehnte das Basler Domstift die Edelherren von Bubendorf, ein froburgisches Dienstmannengeschlecht, mit dem Zehnten und dem Patronatsrecht zu Bretzwil gegen einen jährlichen Zins von 50 ß . Es ist nicht anzunehmen, daß das romanische Kirchlein bis in das 16. Jahrhundert genügte, sondern daß im 15. Jahrhundert eine Erweiterung der Marienkirche erfolgte, die dann bis in das Barockzeitalter Bestand hatte.

Im Tal der vordern Frenke

Im Tal der vorderen Frenke, durch das die Straße zum Oberen Hauenstein zog, blieben die kirchlichen Verhältnisse durch das ganze Mittelalter fast gleich bestehen. Die vom elsässischen Kloster Murbach gegründete Talkirche *St. Peter* blieb der Mittelpunkt des großen Pfarrsprengels, der von Lampenberg und Hölstein bis zur Paßhöhe des Hauensteins und darüber hinweg bis Langenbruck reichte. Daß der Bau nach dem Bergsturz vom Jahre 1295 stark erneuert werden mußte, ist gewiß. Ob das Erdbeben von 1356 eine Ausbesserung notwendig machte, können wir nur annehmen, da alle Chronisten, die über die Naturkatastrophe berichten, nur von den zerstörten oder schwer beschädigten Burgen berichten, nicht aber von den Gotteshäusern und übrigen Bauten in den Dörfern. Im 15. Jahrhundert wurde neben der Kirche *St. Peter*, wie das auch andernorts üblich war, im Kirchhof ein Beinhaus errichtet und dem heiligen Erzengel Michael geweiht, der als Wäger der Seelen am Jüngsten Gericht zum Wahrer der irdischen Überreste recht am Platze war. Bedauerlich ist, daß bei der Renovation des Gotteshauses, die im Kriegsjahr 1939 durchgeführt wurde, keine Grabung nach den Fundamenten des alten, 1634 stark erweiterten Baues forschte. Denn sicher hätte sich hier in *St. Peter*, einer der ältesten Kirchen in den Juratälern, die Ausgabe gelohnt; aber die Zeit war hiezu nicht geeignet. Hoffen wir, daß diese wertvolle Arbeit gelegentlich nachgeholt werden kann!

Zur Pfarrei *St. Peter* gehörte eine ganze Reihe von Kapellen, die als Filialen von einem Kaplan bedient sein mochten, so in *Hölstein* die *St. Margaretha* geweihte, in *Lampenberg* *St. Verena*, in *Niederdorf* *St. Niklaus*, im Städtchen *Waldenburg* *St. Georg*, in *Langenbruck* die des Heiligen Johannes des Täufers. Das Bergdörflein *Titterten* besaß ebenfalls eine Kapelle, die dem fränkischen Nationalheiligen Martin von Tours geweiht war, aber im späteren Mittelalter wie die Kirche von *Bennwil* nicht zum Pfarrsprengel von *St. Peter* gehörte, sondern im Jahre 1189 durch die Stifter des Klosters Schöntal diesem übergeben worden war. So bedienten während längerer Zeit Mönche dieses Konvents die Gotteshäuser von *Titterten* und *Bennwil*, welche beide Orte dem Kloster «inkorporiert» waren, d.h. die Einkünfte flossen dorthin und dienten zur Stärkung des Vermögens, während so wenig als möglich vom Kloster ausgegeben wurde. So können wir uns vorstellen, daß auch die Gotteshäuser dieser beiden kleineren Orte recht bescheiden aussahen. Ob sie bis ins 16. Jahrhundert in romanischen Formen erhalten blieben, entzieht sich unserer Kenntnis.



10 Münchenstein im Jahre 1738



11 Glasscheibe aus der Kirche von Läuferfingen

Im Ergolz- und Diegtertal

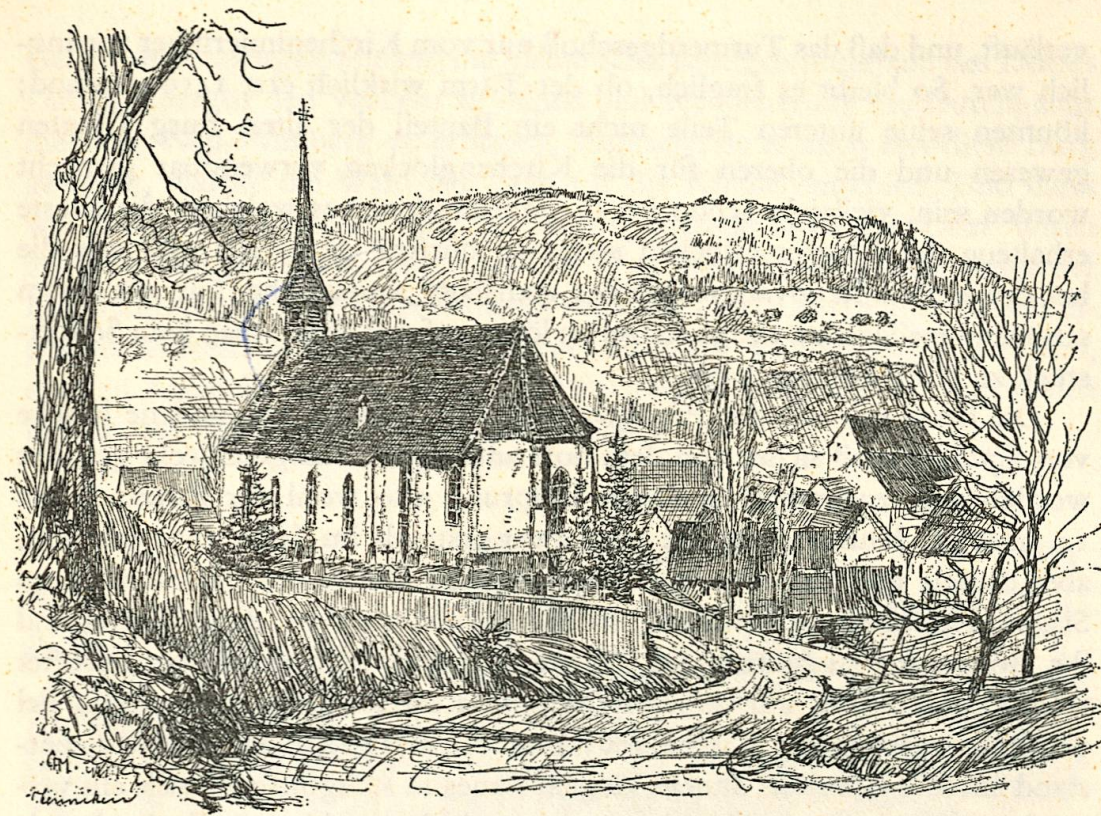
Gehen wir ins Ergolztal zurück, so sehen wir, daß im alten Hauptort des Sisgaues, in *Sissach*, das Gotteshaus St. Jakob als wichtige Dekanatkirche den äußeren kirchlichen Aufschwung begreiflicherweise miterlebte. Und zwar entschloß man sich da anfangs des 16. Jahrhunderts zu einer starken Erweiterung, die fast einem Neubau gleichkam. Die Arbeiten kamen im Jahre 1525 zu ihrem Abschluß, und fortan bis in unsere Zeit stand nun am Rande des großen Marktfleckens ein Gotteshaus, das sich sehen lassen konnte und dessen künstlerischer Wert durch die 1965/66 durchgeführte Restaurierung wieder erneut herausgehoben wird. Der Chor, vom stark vergrößerten Langhaus durch einen hohen Triumphbogen abgetrennt, erhielt ein Sterngewölbe, dessen Druck außen von Strebepfeilern abgefangen wird. Das Langhaus wurde vor allem durch eine flache Leisten- decke ausgeschmückt, deren Rand- und Querstreifen besonders schön durch Spruchbänder in Kerbschnitzerei versehen wurden; in der Mitte befand sich als besonderes Schmuckstück eine Wappentafel, die aber leider bei Entfernung dieser Decke zu Ende des 19. Jahrhunderts verschwunden und bis heute nicht wieder zum Vorschein gekommen ist. Die geschnitzten Bänder jedoch kamen auf Umwegen glücklich ins Basler Historische Museum, zu einem kleineren Teil ins Landesmuseum nach Zürich; durch die unentwegten, nunmehr erfolgreichen Bemühungen, diese Stücke wieder zu erlangen und zusammenzufügen, wird das Baselbiet durch ein prächtiges Kunstwerk wieder bereichert sein, das man während Jahrzehnten offenbar nicht zu schätzen gewußt hatte.

Im Sissacher Kirchenraum blieb bei diesem Umbau von 1525 der alte Turm vom früheren Gotteshaus stehen, so daß die Südwestecke des Schiffs von ihm eingenommen wird. Die nördliche Seite des Langhauses wurde auf die Westflucht des Turmes vorgezogen, weshalb sich eine nicht besonders glückliche Fassade auf jene Seite ergab. Das Kirchendach schloß man pultähnlich an die Nordseite des Turmes an, der nach oben seine alte Form mit einem wuchtigen Käsbissendach beibehielt. So zeigte er sich noch bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Wandern wir nun ins Diegtertal hinein, das bei Sissach ausmündet, so kommen wir am Zunzger «Büchel» vorbei, der im ausgehenden Mittelalter keine sichtbare Burg mehr trug, nach dem in einer Talbucht gelegenen Dorfe *Tenniken*. Dessen Kirchlein an der östlichen Halde über dem Ort war lange eng mit der Pfarrkirche von Diegten verbunden und scheint ursprünglich eine Filiale dieser Urfarrei gewesen zu sein. Noch im 15. Jahrhundert wurden die Güter beider Gotteshäuser gemeinsam ver-

waltet. Der Tenniker Kirchensatz muß mit den übrigen Besitzrechten, die mit der Burg Eschenz in Schloß-Diegten zusammenhängen, von einem Inhaber der Burg auf den andern übergegangen sein, was aus Urkunden von 1380 und 1477 gelesen werden kann. Vielleicht rührt dieser Zustand auch davon her, daß die auf der Diegter Burg sitzenden Herren einmal jene Adeligen beerbten, die wohl vor dem Erdbeben auf einem festen Haus in Tenniken gesessen waren. Es gibt dort nämlich nördlich des Kirchhügels einen Weg am unteren Ende des von Osten einmündenden Seitentälchens, der «Schloßgasse» heißt, und weiter oben steht ein Haus in der kleinen Reihe auf Gelände, das den Namen «Im Schloß» führt. Von einem festen Haus ist aber hier auf den ersten Blick hin nichts zu merken; es steht hier ein Bauerngehöft schlichter Art, allerdings etwas merkwürdig vom Weg zurückgerückt. Vielleicht könnte auch hier ein genaueres Erforschen der Bauten und des Geländes neue Kenntnis von einem alten Adelssitz schaffen.

Das Kirchlein von Tenniken, das vielleicht einmal von diesem im gleichen Dorfe heimischen Geschlecht gestiftet worden ist, gehört zu den in der Form einfachsten und doch zu den schönsten im Baselbiet. Es besitzt einen schmalen Grundriß des Langhauses, das wohl dem 14. Jahrhundert angehört, und daran schließt sich ost- und bergwärts ein für den Ort stattlicher Chor an, der vielseitig endet. Es ist dies eine Erneuerung und Erweiterung, die in den Jahren 1515 und 1516 geschah. Doch scheint das Geld nur bis zum Bau der Strebepfeiler am Choräußern gereicht zu haben, nicht aber mehr zu dem diese Pfeiler bedingenden Gewölbe im Innern. Vom alten Bestand der Fenster, die sicher einmal typisch spätgotisch waren, mit Fischblasenmaßwerk wie in der Pfarrkirche von Sissach, ist heute leider nichts mehr zu sehen, da offenbar im 19. Jahrhundert an den Gewänden fast alles verändert wurde. Dafür hat sich aber, im Gegensatz zu Sissach, hier in Tenniken die um 1520 geschaffene Leistendecke mit Flachschnitzerei erhalten; diese läßt die Inschrift lesen: «O maria ein mueter der gnaden ein mueter der barmherzigkeit bit din kind für uns». Der Hauptaltar war der Mutter Jesu geweiht, ferner ihrer Mutter Anna, dem Gatten Joseph und der Maria Magdalena, der Margaretha und dem Bischof Ulrich, welches letzteres Patrozinium auf eine Entstehung des Kirchleins im 12. Jahrhundert hindeuten könnte. So wäre es also nicht undenkbar, daß Mauerteile des Langhauses noch der romanischen Stilepoche angehört haben. So bescheiden das Gotteshaus aussieht, so trägt es also doch einige Geheimnisse in sich, die man gerne gelöst sähe. Besonders erfreulich ist, daß der schlanke Dachreiter eine Form beibehalten hat, die ganz in die Spätgotik hinweist und dem Dorf noch immer wohl ansteht.



Kirche von Tenniken

Wenn man weiß, daß durch das ganze Mittelalter für das Waldenburgerthal die Kirche St. Peter als Pfarrkirche diente, daß also nur diese eine «Urpfarrei» bestand, so könnten wir fast annehmen, daß für die beiden östlichen Nachbartäler, des Diegter- und des Homburgerbaches, die uralte Kirche St. Jakob in Sissach genüge. Es ist ja bis heute so, daß die unteren Dörfer in den beiden Seitentälern, Zunzgen, Thürnen und Diepflingen zum großen Sissacher Pfarrsprengel gehören. Warum soll dann dessen Umfang nicht gleich auch bis zur Wasserscheide an Belchen und Schmutzfluh hinaufgereicht haben, wenigstens bis in die Zeiten, da die Grafen- und kleineren Adelsgeschlechter sich «Eigenkirchen» in den oberen Dörfern schufen und so aus den Zehntenabgaben Einkünfte gewannen? So wird die Kirche von *Diegten* erstmals im Jahre 1275 erwähnt; vielleicht entstand sie wie das Gotteshaus von Ziefen auch aus der Burgkapelle, die man in das frühmittelalterliche Gräberfeld gesetzt hatte. Dieser kleine romanische Bau mit Rundapsis erhielt um das Jahr 1459 an der Südseite einen Turm angefügt, wie Peter Stöcklin in seiner wertvollen Schrift über die Kirche von Diegten erwähnt. Merkwürdig ist aber nur, daß dieser Turm mit seiner Nordmauer in die ältere Kirchenschiffsmauer hineinragt und mit dieser innen bündig

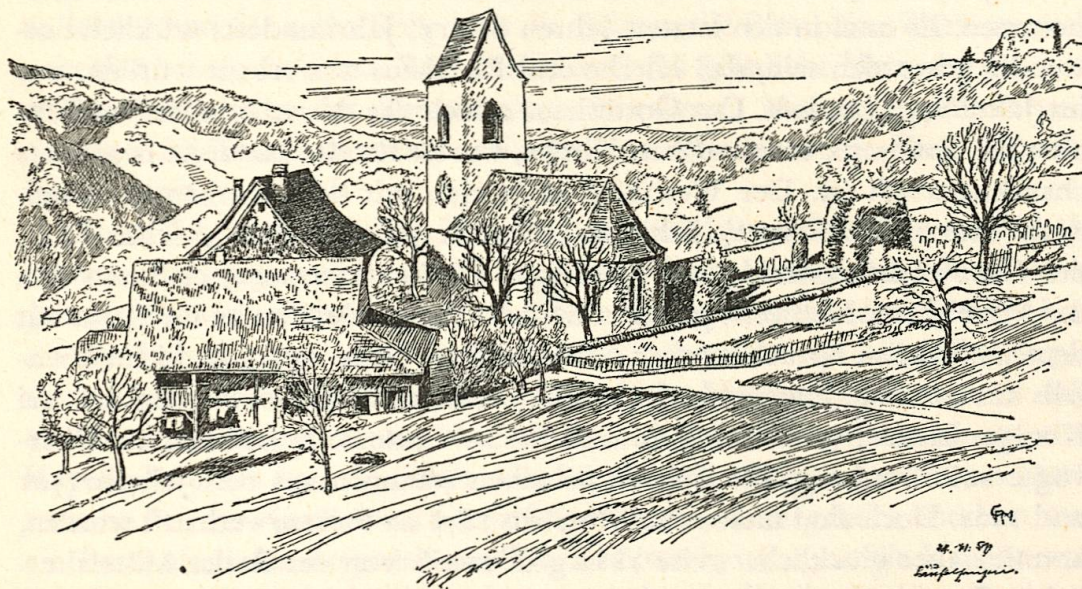
verläuft, und daß das Turmerdgeschoß nur vom Kircheninnern her zugänglich war. So bleibt es fraglich, ob der Turm wirklich erst 1459 entstand; könnten seine unteren Teile nicht ein Bauteil der alten Burg Diegten gewesen und die oberen für die Kirchenglocken verwendbar gemacht worden sein, vielleicht schon im 14. Jahrhundert, aus welchem die älteste erhaltene der Diegter Glocken stammen dürfte? Jedenfalls gibt uns die bei der letzten Renovation sichtbar gemachte romanische Tür mit ihrem schönen Quaderwerk einige Rätsel zu lösen auf, bei denen man kein Schriftstück zu Hilfe nehmen kann.

Die heute eng mit der Pfarrgemeinde von Diegten verbundene Kirche von *Eptingen* muß sicher von dem dort ansässigen Adelsgeschlecht gestiftet worden sein, entstammt in ihrem Ursprung also wohl der Ritterzeit des 12. oder 13. Jahrhunderts. Sie wird zwar erstmals im Jahre 1375 erwähnt, aber damals war Johannes von Kienberg, der Dekan des Pfarrkapitels im Sisgau, Kirchherr zu Eptingen, so daß anzunehmen ist, diese Pfarrei und ihr Gotteshaus zu hinterst im Tal werde schon sehr viel früher gestiftet worden sein. Sicher war sie selbständig, und wie die Grundmauern, die bei der Restaurierung der Kirche 1965 zum Vorschein kamen, beweisen, entstand anstelle eines viel älteren kleinen Baues in spätgotischer Zeit ein vergrößerter Kirchenraum, der bis 1725 bestand, aber wohl auch wie der damals in barockem Stil erneuerte nur einen Dachreiter sein eigen nannte und keinen eigentlichen Turm besaß.

Im Homburger- und Eibachtal

Wenn wir von Eptingen über die Laufmatt nach Osten wandern auf dem steilen Sträßchen, das wohl bis heute einer der ältesten Verbindungswege im Baselbiet geblieben ist und zeigt, wie in früheren Zeiten Halden erklommen wurden, so erblicken wir beim Heraustreten aus dem «Bulsten»-Wald gegenüber an dem zum Wisenberg ansteigenden Hang die malerische Gebäudegruppe des Kirchweilers von *Läufelfingen*. Daß das Gotteshaus so weit vom Dorf entfernt errichtet wurde, hat die Ursache darin, daß seine Gründer die Grafen von Froburg waren. Man kann sich nun fragen, weshalb diese ihre Eigenkirche nicht im näheren Dörflein Wisen errichteten, sondern weiter westwärts jenseits der Vorkuppe der Hupp unterm Wisenberg. Aber führte da nicht einmal ein alter Weg hoch über den Talgründen zu den Siedelungen auf den Anhöhen? Bis an den Anfang des 13. Jahrhunderts mag ja das Wegnetz auf ganz andere Ziele gerichtet gewesen sein; nach der Eröffnung des Gotthardpasses wurde von den Froburgern die

Gelegenheit wahrgenommen, die kleine Klus nördlich unterhalb des Dorfes Läufelfingen für den Verkehr zu öffnen und zur Sicherung des Durchgangs die Burg Neu-Homberg zu erbauen. Vielleicht ist es auch erst diese Burg gewesen, welche die Wahl der Lage für die Kirche entschied. Und dann war noch zu bedenken, daß zur Kirchgemeinde auch das Dorf Wisen gehörte, von wo die Kirchgänger den Weg über das Bitzenfeld unter der Hupp durch unter die Füße nahmen, ohne ins Dorf Läufelfingen hinabsteigen zu müssen. Es ist also recht schwer zu sagen, wann dieses Gotteshaus, das den Apostelfürsten St. Peter und Paul geweiht war, wirklich entstanden ist und wie dieser erste Bau ausgesehen hat.



Kirche von Läufelfingen

Was uns Karl Gauß über das Pfarrhaus von Läufelfingen berichtet, ist eigentlich merkwürdig. Da soll die erste Wohnung des Priesters zuerst neben der abgelegenen Kirche gestanden haben, wurde aber dort «abgeschlissen» und ins Dorf hinabgeführt. In der Kriegszeit von 1445 soll sie mit anderen Behausungen verbrannt worden sein, weshalb der Priester Rudolf Brötlin in einem Mietshaus im Dorfe wohnte. Damit er aber «den götlichen Dienst dester bas vnd dester me mechte volbringen vnd den lieben selen ouch tröstlich sin vnd ein gut geistlich leben vnbekümeret von der welt do möcht volfüren, dz gar vil baß mag geschehen, wann in dem dorff by den lüten», so baute er wieder ein Haus neben der Kirche oben,

einfach genug, wie die spätere Zeit berichtet, «ein ellendt genüst», «dann die wendt waren nur von liem vnd hürtten gmacht». Es dünkt uns seltsam, daß der Geistliche nicht bei seinen Pfarrkindern wohnen wollte, weil er ohne sie ein besseres Leben führen konnte; und zum anderen sollte uns nicht wundern, daß das von Brötlin erbaute Haus ja nur so aussah, wie die Wohnhäuser bis zum Ende des 15. Jahrhunderts mit wenigen Ausnahmen alle: sie waren aus Fachwerk, dazwischen mit dem Weidengeflecht versehen, das mit Lehm verstrichen wurde. Vielleicht hatte Brötlin mit dem Holz zum Fachwerk gespart?

Nachdem die Herrschaft Homburg im Jahre 1400 an die Stadt Basel übergegangen war, hatte diese sich mit dem Bischof zur Hälfte ins Patronatsrecht geteilt und so auch die Pflichten zum Unterhalt der Gebäude übernommen. Es muß in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts wirklich notwendig geworden sein, daß Kirche und Pfarrhaus neu erbaut wurden, was im Jahre 1491 geschah. Das Gotteshaus erhielt das Aussehen einer im Zeitalter der Spätgotik entstandenen Kirche, wie sie für das Baselbiet besonders charakteristisch ist. Der Westturm zeigt sich mit dem markanten Satteldach (einem «Käsbissen»). Schiff und Chor liegen unter dem gleichen First; der Chor endet dreiseitig mit prächtigen Maßwerkfenstern, in denen sich das Fischblasen-Maßwerk gut erhalten hat. Die große Glocke im Turm mit dem lateinischen Spruch stammt noch aus dem Jahre 1495, die kleine ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert, ohne Jahrzahl, nur mit den Namen der drei Könige. Einen besonderen Schmuck in das Gotteshaus stifteten die Obervögte auf Homburg; die ältesten Scheiben stammen aus den Jahren 1501 und 1502. Doch sind diese zehn Scheiben 1878 an Private verkauft worden, konnten aber glücklicherweise 1880 größtenteils von der Basler Mittelalterlichen Sammlung zurückerworben werden.

Dem Pfarrhaus, das den Kirchhof gegen Süden – als Gegenüber der Kirche – abgrenzt, sieht man es deutlich an, daß es aus der spätgotischen Zeit stammt. Es zählt also zu den wenigen Wohnhäusern im Baselbiet, die in ihrem heutigen Aussehen vor die Reformationszeit zurückgehen. Sein Entstehen verdankt es dem schon genannten Priester Rudolf Brötlin, der selber ein Läuferfinger Kind und fast ein halbes Jahrhundert mit Eifer im Heimatort seinen geistlichen Beruf versah. Er war sehr darauf bedacht, die äußeren Mittel der Gemeinde zu äufnen, und hat dabei auch persönliche Opfer nicht gescheut. Zudem hat er sich um das geistliche Wohl seiner Pfarrkinder bemüht und sich selber weiterzubilden versucht; so war er als einer der ersten, welche die neue Universität zu Basel nützten, dort als Studierender 1461/2 immatrikuliert. Kein Wunder also, wenn er vom Bischof schließlich zum Dekan des Sisgauer Kapitels ernannt wurde. Den Junker

Bernhard Sevogel, der im Banne Läufelfingen bedeutende Zehnteinkünfte bezog, bat der Priester solange, er möge ihm diesen Zehnten für seine Kirche überlassen, bis dieses 1463 endlich geschah; dafür wurde der Junker im Jahrzeitbuch der Gemeinde eingetragen und alljährlich eine Messe für ihn gelesen. Nach 46jähriger Tätigkeit erreichte Pfarrer Brötlin sein beharrlich verfolgtes Ziel: Im Jahre 1491 fing er den Bau des Pfarrhauses bei der Kirche an, an der Stelle, wo er als Kind schon ein solches gesehen hatte, und zwar betont er, das Werk nicht angefangen zu haben «ohne geistlicher gelehrter Herren und weltlicher Leute Rat zu haben, und insonderheit einer ganzen Gemeinde des Kirchspiels». Da er schon betagt war, legte er das neugeschaffene Haus den nachkommenden Pfarrherren ans Herz, indem er sie bat, das Haus in Ehren zu halten und ordentlich und priesterlich darin zu leben, und für seine Seele und die Seinen, die ihm beim Werk treulich geholfen haben, zu beten. Bald darauf muß der geistliche Herr, der in jenen wirren Zeiten vor der Reformation ein seltenes Muster an Pflichttreue gewesen ist, im Gottesacker nahe seinem Pfarrhaus zur Erde gebettet worden sein.

Auch das Haus für den Sigristen, das als drittes Gebäude zur einzig-schönen Baugruppe unter dem Wisenberg gehört, könnte ebenfalls in jenen Jahren gebaut worden sein, da Rudolf Brötlin für seine Gemeinde gewirkt hat.

Wir haben gerne etwas länger beim Kirchweiler von Läufelfingen gewelt. Nun wandern wir durch das malerische Homburgertal abwärts und kommen an *Buckten* vorbei, das bis in die Reformationszeit hinein eine Kapelle besessen hat, als Filiale von Rümelingen. Offenbar hat dieses Dorf, so nahe bei der Kirche von Läufelfingen, nie dorthin gehört, sondern war ein Bestandteil der ausgedehnten Pfarrei Sissach, bis 1501 die Kapelle von Rümelingen zur Pfarrkirche erhoben wurde und die Dörfer Buckten, Känerkinden, Wittinsburg und Häfelfingen an den kleinen Pfarrort im engen Homburgertal Anschluß fanden.

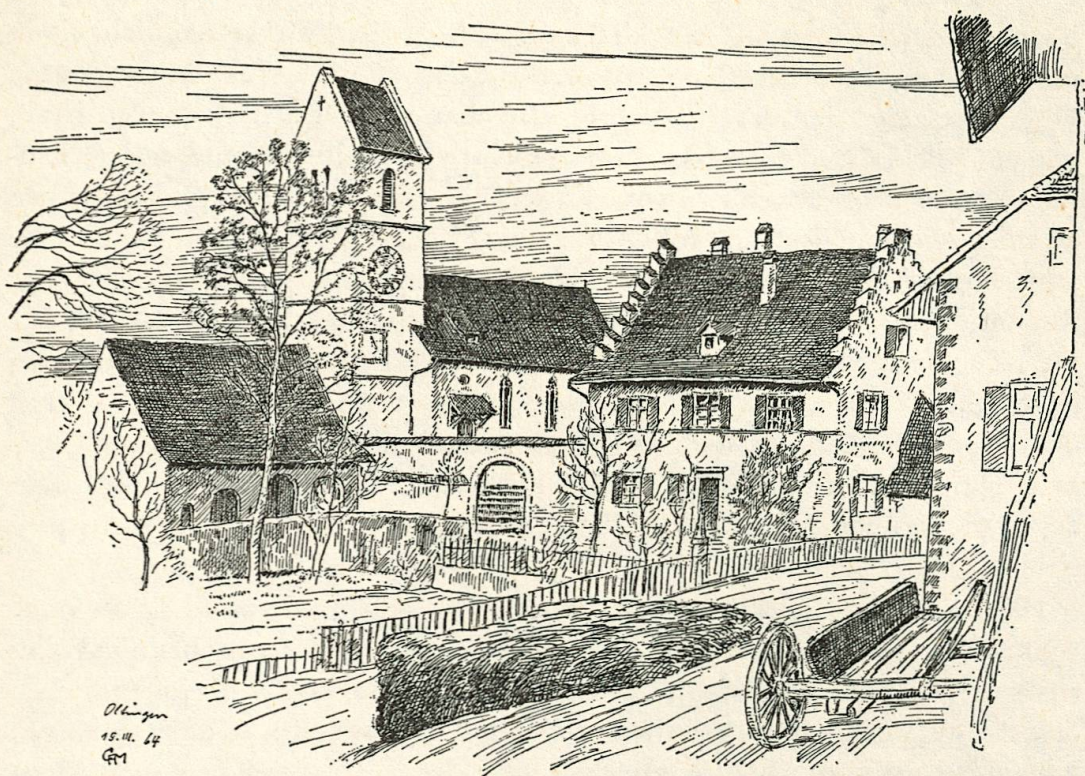
Der Patron der Kapelle in *Rümelingen*, der heilige Georg, weist auf die Ursprungszeit des kleinen Gotteshauses hin. Es muß in der Epoche der Kreuzzüge und des Rittertums entstanden sein; denn der Ritter Georg, der Drachentöter, war der besondere Schutzpatron des Adels. Er ist noch immer in Rümelingen dargestellt und zwar als Relief auf einer Glocke aus dem Jahre 1520. Wie viel vom heutigen Kirchenbau noch aus jenen Jahren stammt, da die Kapelle in eine Pfarrkirche umgewandelt wurde, ist kaum zu erkennen. Sicher gehört ein Teil des Kirchenchors noch der Kapelle an, wie aus einem Fenster zu schließen ist, das ein einfacheres Maßwerk aufweist. Wie das Schiff aussah, ob es schmaler war oder so breit wie das der jetzigen Kirche, hat bisher keine Grabung im Kirchenboden ausgewiesen.

Die Umbauten nach der Reformation, in den Jahren 1568–1572, haben jedenfalls erst das heutige stattliche Aussehen des Gotteshauses herbeigeführt.

In der östlichen Nachbarschaft der Kirchgemeinde Rümelingen liegt die weit ältere von *Kilchberg*. Sie setzte sich wohl schon immer aus den drei Dörfern Rünenberg, Kilchberg und Zeglingen zusammen. Das Gotteshaus St. Martin muß die Stelle eines heidnischen Heiligtums einnehmen. Im Mittelalter wird hier in der Nähe auch eine Burg bestanden haben; doch hat man dieses feste Haus der Herren von Steinwurm bisher nicht lokalisieren können. Vielleicht gab es hier auch eine Verbindung von Kirche und Burg, wie dies bei Ziefen, Diegten und anderswo der Fall war. Von der älteren Baugeschichte der Kilchberger Kirche wissen wir ungefähr nichts. Im Jahre 1276 wird der Hof Kirchberg erstmals genannt. Damals verkauften Werner von Kilchberg und seine Frau Sophie die Hälfte des Hofes zu Kilchberg dem Hermann von Bellikon, Bürger von Rheinfelden. Der Name selber beweist, daß das Gotteshaus am Ende des 13. Jahrhunderts schon lange bestanden haben muß. Am 21. Mai 1400 kam das Patronatsrecht an der Pfarrkirche St. Martin in Kilchberg mit dem Kirchensatz und den zugehörigen Gütern als Schenkung von Frau Anna von Bellikon, der Gemahlin des damaligen Rheinfelder Schultheißen Burkard von Stoffel genannt Schurli, an das dortige Chorherrenstift St. Martin, mit der Bedingung, daß die Chorherren fortan für die Stifterin und ihren Mann jährlich eine Messe lesen sollten. Über die baulichen Arbeiten an der Kirche in Kilchberg hören wir jedoch in jenen Zeiten kaum etwas. Und doch muß das und jenes am Bau verändert worden sein. Im 15. Jahrhundert wurde eine Glocke nach Kilchberg geschenkt, die der Maria, Mutter Jesu, gewidmet war; es könnte also damals der Turm verändert oder überhaupt neugebaut worden sein. Dieser besaß bis zum Abbruch des ehrwürdigen Gotteshauses im Jahre 1866 einen Abschluß mit Pyramidendach, eine Seltenheit im Baselbiet. Alte Bilder zeigen auch, daß die Fenster des schmalen Langhauses Maßwerk aufwiesen, das bei einem späteren Umbau wieder entfernt wurde.

Im obern Ergolzthal

Noch weit mehr Baufreudigkeit müssen im ausgehenden Mittelalter die Kirchgenossen der großen Pfarrei *Oltingen* bezeugt haben. Zu dieser gehörten seit undenklicher Zeit neben dem Dorf an der Schafmatt, welches mit dem Gotteshaus ausgestattet wurde, die Höhendörfer Wenslingen und Anwil. Die Kirche, dem heiligen Nikolaus von Myra geweiht, wird im



Kirche von Oltingen

Jahre 1296 erstmals erwähnt. Damals wird unter den Zeugen bei einem Gütertausch, der die Kirche von Gelterkinden angeht, der «viceplebanus de Oltingen» genannt. Und wenn zu jener Zeit ein solcher stellvertretender Leutpriester an einem Orte lebte, muß für die Gottesdienste auch eine Kirche bestanden haben. Im Jahre 1474 – welches Datum sich am südlichen Eingang der Kirche findet –, muß das frühgotische Kirchlein stark erweitert und mit einem Westturm versehen worden sein. Das zeigt sich deutlich am Innern der Südwand, wo während der Restaurierung 1956–58 Reste alter Fensterleibungen zum Vorschein gekommen sind. Der Chor wurde damals neu angefügt. Aber das Wertvollste, das die Kirche beim Umbau von 1474 mitbekam, war die Bemalung der Wandflächen, welche teils die Legende des heiligen Nikolaus, teils das Leben der Jungfrau Maria berichten. Zwischen den spätgotischen Fenstern des lichten Chores zeigen sich große Apostelgestalten.

Sicher wurde in der gleichen Zeit, da das Gotteshaus seine äußere Form und seinen inneren Schmuck erhielt, auch der Gottesacker neu ummauert und mit den beiden Toren versehen. Auch das Pfarrhaus wird damals am Kirchhügel neu instandgestellt worden sein. Im Dorf befinden sich noch

heute manche Häuser, deren Ursprung mit großer Wahrscheinlichkeit in den Ausgang des Mittelalters zu setzen ist. Das «Große Hus» in der oberen Dorfgasse zeigt sich derart wuchtig, daß man sich lebhaft vorstellen kann, wie ein solcher Bau entweder als Sammelort für Zehnten- und andere Einkünfte oder dann als «Sust» am Paßweg über die Schafmatt gedient haben könnte. Nicht unerwähnt sollen hier die Mühlen bleiben, von denen eine am rechten, die andere am linken Ufer der jungen Ergolz steht. Das war für Oltingen wichtig, da bekanntlich der rechtsufrige Teil des Dorfes zur Herrschaft Kienberg im Frickgau, der linksufrige zur Herrschaft Farnsberg im Sisgau gehörte. Mit der letzteren kam 1461 die wichtigere Hälfte mit dem Kirchhügel an die Stadt Basel, die andere mit der Taverne (dem Gasthaus zum Ochsen) kaufte Solothurn im Jahre 1490, das ja auch hier über den Jura herübergriff und sich Kienberg mit der ehemaligen Burg Heidegg sicherte.

Wenn wir nun der Ergolz nach abwärts gehen – was nicht so ohne weiteres möglich ist, da sie unterhalb von Oltingen ein geheimnisvolles einsames Talstück durchfließt, fern von jeder Straße, und einen jugendlichen Sprung über die Felsen wagt, das sogenannte «Brüesch» –, dann gelangen wir unterhalb von Anwil nach *Rothenfluh*, das noch viel von seiner Altertümlichkeit bis in unsere Zeit beibehalten hat. Die Kirche, die sich am Nordrand des Dorfes über die in einem Ring angeordneten Häuser erhebt, muß sehr alt sein, denn sie wird schon im Jahre 1303 in einer Urkunde des Basler Domkapitels erwähnt. Doch war damals die Gemeinde noch in die beiden Ortsteile Ober- und Nieder-Rothenfluh geteilt, wieweil letzteres auch noch eine Kirche besaß, St. Georg, die aber bereits im 13. Jahrhundert der im oberen Dorf befindlichen angeschlossen wurde. Dieses Gotteshaus unter der «roten Fluh», St. Stephan geweiht, muß wie so viele Kirchen im Lande am Ende des Mittelalters eine Erneuerung erfahren haben. Nur wissen wir bisher kaum etwas von diesem Bau, der in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts bis auf den Turm abgerissen und neu aufgebaut wurde. Wie wir auf der Zeichnung von Emanuel Büchel sehen, muß das Langhaus sehr schlicht und kaum breiter als der Turm gewesen sein.

Wo die Ergolz die erste Richtung ändert und nun beharrlich gegen Westen strebt, zieht sich das Dorf *Ormalingen* langgestreckt talwärts. Merkwürdigerweise steht die zugehörige Kirche abseits am Schattenhang südlich des Flusses, an einer Stelle, die vielleicht schon in heidnischer Zeit für den Kult von Bedeutung war. Auch hier löste St. Nikolaus eine örtliche Gottheit ab, wie in Oltingen. Ein früh-romanisches Kirchlein, dessen rechteckig geschlossener Chor bei den anfangs 1958 vorgenommenen Grabungen zum Vorschein kam, wurde hundert oder zweihundert Jahre später durch eine

halbrund vorgesetzte Mauer ostwärts erweitert. Doch auch dieser Abschluß des Gebäudes erlebte bald eine Veränderung, indem auf die halbrunde Grundmauer ein dreiseitiger Chorabschluß aufgesetzt wurde, der einem frühgotischen Neubau angehörte. Damals, nach 1300, muß auch das Schiff erneuert worden sein; es war breiter als der Chor und wurde im Laufe des 14. Jahrhunderts wie dieser mit Wandbildern ausgeschmückt. Da der Chor viel später, 1740, abgebrochen und in der Breite des Schiffes neu angeführt wurde, ist es begreiflich, daß die Malereien heute nur noch im westlichen Teil des Gebäudes, an der Nordwand des alten Langhauses, zu finden sind. Diese Fresken wurden im Oktober 1907 entdeckt und daraufhin, so gut man es damals verstand, instandgesetzt. Ihr Alter datiert Rudolf Riggensbach in die Jahre 1360 bis 1370, in die Zeit nach dem Erdbeben, da auch die Pfarreirechte in Ormalingen nicht mehr in den Händen der Grafen von Tierstein waren, die auf der nahen Farnsburg residierten, sondern in denen der Deutschritter von Beuggen bei Rheinfelden. Diese letztern hatten offenbar in der Mitte des 14. Jahrhunderts den Kirchensatz von Buus wie den von Ormalingen geschenkt erhalten und zogen darauf beide Gemeinden in eine zusammen. Wir wissen, daß anfangs 1465 das «gotzhus zuo Busz mitt sampt der cappell zuo Normendingen» vom Leutpriester Johannes Graner besorgt wurde. Genau läßt sich aber das Entstehen dieser Wandbilder nicht datieren. Auch ob Heinrich Rappe von Rheinfelden ihr Maler war, kann nur vermutet werden. Es sind aber eigentümliche Darstellungen darunter; neben der Schlüsselübergabe des Heilandes an Petrus und dem heiligen Leonhard mit der Kette fesselt uns vor allem das große Bild, auf dem Christus mit dem zur Marter Christi verwendeten Handwerkszeug und Maria als Fürbitterin zu sehen sind. Dem Bild liegt ein um das Jahr 1362 erstmals erschienenen Gedicht des Engländers William Langland zugrunde.

Die Wandmalerei von Ormalingen hat für das Kunstschaffen der damaligen Zeit eine besondere Bedeutung, und es ist daher erfreulich, daß sie im Zusammenhang mit der Restaurierung der gesamten Kirche in einer guten Art der Nachwelt erhalten werden konnte.

Wo die Ergolz in die offene Welt hinausgeht, da liegt *Gelterkinden* in seinem schönen Talkessel, in dem mehrere Bäche zusammenrinnen. Stolz ragt über der Ortschaft die Kirche mit ihrem markanten Turm empor. Sollte dieser so weit als möglich für die in die Kirchgemeinde gehörenden Orte Rickenbach und Tecknau sichtbar sein? Die Höhe des Turmes im Verhältnis zur bescheidenen Größe des ostwärts anschließenden Kirchengebäudes ruft stets allerlei Fragen hervor, die aber nur schwer zu beantworten sind. Sicher ist, daß der Turm und das Langhaus nicht gleichzeitig errichtet wurden, und die Vermutung geht dahin, daß das mächtige Turm-

geviert in seinen unteren Geschossen einem Wehrbau angehört haben könnte, der als Sicherung der westlich darunter liegenden Ortschaft an dieser wichtigen, weithin sichtbaren Stelle entstand. Erst in spätgotischer Zeit wurde dann ein kreuzgewölbter Raum im Erdgeschoß des Turmes eingerichtet, als Zugangshalle zum Kirchenraum, der ostwärts anschloß. Sicheres kann über die ganze Bauentwicklung nicht gegeben werden; vielleicht erfahren wir einmal mehr über die Entstehung des Gotteshauses, wenn dieses die vorgesehene Restaurierung erleben darf und dann auch der Boden, auf dem es steht, nach alten Fundamenten durchforscht wird.

Im Jahre 1245 erscheint in einer Urkunde, welche eine Schenkung von Gütern an das Kloster Schöntal bestätigt, als erster Zeuge «Wernerus plebanus de Gelterchingen», also der Leutpriester von Gelterkinden, so daß damals wohl schon lange Zeit eine Kirche im Dorfe bestand. Der Pfarrer Ulrich, der 1296 hier amte, war zugleich Dekan des Kapitels, die Pfarrei also ziemlich bedeutend. Als frühester Inhaber des Kirchensatzes und des zugehörigen Dinghofes, später «Hennenbühlhof» genannt, könnte der Bischof von Basel gelten. Daher war das Gotteshaus auch der Patronin des Basler Bistums, der Jungfrau Maria, geweiht. Als Lehen muß der Hof mit dem Kirchensatz an die Grafen von Tierstein gegeben worden sein, die anfangs des 14. Jahrhunderts die Farnsburg nahe bei Gelterkinden erbauten, so daß die auf der neuen Feste sitzende Linie des Geschlechts engere Beziehungen zum Gotteshaus in Gelterkinden aufnahm. Am 7. Januar 1399 verkaufte Verena von Tierstein, die Witwe des Grafen Sigmund II., den Hennenbühlhof samt dem Kirchensatz und dem Widum um 300 Gulden an das Deutschordenshaus Beuggen bei Rheinfelden, und bei diesem blieb nun dieses Gut und Recht bis ans Ende des 18. Jahrhunderts. Wem nun die Errichtung des Turmes und des Kirchengebäudes zuzusprechen ist, dem Bischof von Basel, den Grafen von Tierstein oder den Ordensrittern, muß bis zu den durch den Spaten gelieferten neuen Erkenntnissen aus dem Boden offenbleiben. Möglicherweise haben alle Genannten zu ihrer Zeit das dem kirchlichen Leben ihrer Zeit Nötige geleistet.

Im Magdenertal

Am Schluß unserer Wanderung durch das Baselbiet, bei der wir alle in der spätgotischen Zeit neuerrichteten oder erweiterten Gotteshäuser besucht haben, wollen wir noch die drei Kirchen besichtigen, die jenseits der Wasserscheide zwischen Ergolz und Rheinfelder Rhein liegen. Sie sind wohl vom Kantonsgebiet etwas abgeschieden, gehören in Geschichte und

Volkstum aber eng mit den Orten im Ergolztal zusammen. So finden wir jenseits des Farnsbergs das Dorf *Buus*, merkwürdig in einer Talbucht gelegen, wo von allen Seiten Bäche zusammenrinnen. Hier wurde in unbekannter Zeit die Kirche St. Michael gestiftet, vielleicht anstelle eines alemannischen Heiligtums. Trotzdem im Mittelalter zahlreiche Orte der Nachbarschaft bis ins Wegenstetter Tal dazugehörten, muß das Gotteshaus nur klein gewesen sein. Schon im Jahre 1336 ging der Fronhof zu Buus mitsamt dem zugehörigen Kirchensatz von den Grafen von Froburg an das Deutschordenshaus Beuggen über, das vermutlich im Laufe der Zeit anstelle des romanschen Kirchleins ein solches in gotischen Formen errichtet hat. Es sind im Laufe der weiteren Jahrhunderte so manche Umbauten über das Gotteshaus ergangen, daß man von diesen altehrwürdigen Zeugen des Mittelalters nichts mehr zu sehen bekommt; auch ist bisher der Boden unter der Kirche nicht untersucht worden.

Im Pfarrhaus von Buus, das unterhalb des Kirchhügels steht, hat sich vielleicht noch ein Rest jenes Hauses erhalten, das im Anfang des 15. Jahrhunderts durch den damaligen Leutpriester Hans Schultheiß erbaut wurde und das dessen Großneffe Heini Köbi um 50 Gulden an die Deutschordenskommende Beuggen veräußerte. Im 16. Jahrhundert wurde das Gebäude dann erweitert, da dem verheirateten evangelischen Pfarrherrn das kleine Gebäude des früheren katholischen Geistlichen nicht mehr genügte. Doch das geschah bereits in jener neuen Zeit, die wir hier nicht mehr behandeln wollen.

Das Nachbardorf von Buus, *Maisprach*, weiter unten im heimeligen Tal am Fuß des Sonnenbergs gelegen, ist heute mit der Kirchgemeinde Buus verbunden, war aber im Mittelalter selbständig. Seine Kirche, am Westende des Dorfes fast frei gelegen, hat wahrscheinlich wie die meisten Gotteshäuser unserer Landschaft verschiedene Bauetappen durchgemacht, von denen aber in keinen Schriftstücken etwas erwähnt wird. Nur der Boden könnte bei Grabungen Näheres ans Tageslicht bringen. Da die Jungfrau Maria Patronin der Kirche war, muß der Bau schon in ziemlich früher Zeit dem Domstift Basel gehört haben, zusammen mit dem Hof, der vielleicht aus altem fränkischem Königsgut stammte. Aber diese vom Domstift zu Ehren seiner Patronin geweihte Kirche muß eine ältere Vorgängerin gehabt haben. Noch kurz vor der Reformation – im Jahre 1512 – wurde am Gotteshaus, das vermutlich ein gotisches Aussehen besaß, eine Verlängerung um zwei Klafter vorgenommen, wohl gegen Westen (Inscription in der Kirche). Aus den Rechnungsbüchern von Basel erfahren wir, daß die Stadt im Rechnungsjahr 1524/1525 «dem Leutpriester zu Meysprach nach erkantnus eins Rats umb ein vennster» 3 Pfund 15 Schillinge schenkte.

Schade, daß diese farbige Scheibe, die vielleicht den Chor zierte, nicht mehr vorhanden ist!

Das dritte der vom übrigen Baselbiet durch eine hohe Wasserscheide getrennten Dörfer ist *Wintersingen*. Sein baulicher Charakter ist dem der beiden anderen, vorhergenannten, gleich, da sich seine Bevölkerung zu einem guten Teil noch immer mit Weinbau abgibt. Zu oberst im langgestreckten Dorf findet sich auf einem Hügel die Kirche. Ihr heutiger Bestand deutet nicht mehr auf ein hohes Alter. Und doch weiß man aus Urkunden, daß das Gotteshaus schon im Jahre 1196 oder vorher dem Stift St. Leonhard in Basel geschenkt worden ist. 1234 erwarb ein Bürger von Rheinfelden, Konrad von Oeschgen, das Patronatsrecht, das jedoch noch im gleichen Jahrhundert den Grafen von Tierstein gehörte. Aber einer von diesen Herren, Siegmund, schenkte 1313 den Kirchensatz zu Wintersingen freigebig den Deutschordensrittern zu Beuggen. Diesen Herren, die schon in Buus zum Pfarrsatz und zum Unterhalt von Kirche und Pfarrhaus viel zu sagen hatten, waren fortan auch in Wintersingen für diese Gebäude verantwortlich. Über ihre baulichen Arbeiten am kleinen Gotteshaus des Weinbauerndorfes wissen wir so viel wie nichts.

Wir sind mit unserem Rundgang zu den Gotteshäusern zu Ende. Bei vielen haben wir gesehen, daß eine rege Bautätigkeit und der Wunsch, das Innere mit Bildern auszuschnücken, im 15. Jahrhundert vorhanden war und vor allem am Ende der Epoche, in der das Mittelalter ausklang. Vieles wurde mit guten Mitteln und viel Können durchgeführt. Wer die Künstler waren, wissen wir nicht. Sie nannten sich damals nicht so, sondern waren einfache Bauhandwerker, die aber von ihren Lehrmeistern viel übernommen hatten und in ihrem eigenen Leben manches dazu lernten. Es ging ihnen nicht darum, einen großen Namen zu erwerben, sondern sie wollten das, was sie konnten, zu Gottes Ehre und zur eigenen Freude ausüben und sichtbar werden lassen. An persönlichen Nachruhm dachten sie nicht.

Wir können uns nun das Aussehen unseres Baselbiets am Anfang des 16. Jahrhunderts einigermaßen vorstellen. Es ragten damals noch immer zahlreiche und zum Teil gewaltige Burgen auf den Anhöhen empor, Wasserschlösser bereicherten die Dörfer der weniger bergigen Landschaften. Stattliche und wohlausgeschmückte Kirchen standen in den Orten oder wenig entfernt von ihnen auf Anhöhen an uralten geweihten Stätten. An Klöstern im Lande gab es im Baselbiet nur wenige und keine bedeutenden, das «Rote Haus» bei Muttenz nahe dem Rhein und das Frauenklösterlein Engental in der gleichen Gemeinde, ferner weiter südlich am Zugang zu den Jurabergen das Kloster Schöntal, das in der Waldeinsamkeit des hohen Jura sich verbarg. Am wichtigsten für unser Gebiet war das Kloster Olsberg,

satt an der Grenze des habsburgischen Fricktals gegen das baslerische Gebiet gelegen. Es erfreute sich einer schönen Blüte und überstand auch die Stürme der anbrechenden Neuzeit.

Was im Mittelalter aus Steinen errichtet wurde, das hatte über die Jahrhunderte hinaus Bestand. Viel mehr aber war das Holz Werkmaterial. Wir müssen uns unsere Dörfer und Städte zum allergrößten Teil in Fachwerk, Balken und Brettern erbaut vorstellen. Es gibt noch viele Siedelungen, die aus Holz bestehen – Werdenberg ist ein hölzernes Städtchen auf steinernen Grundmauern – und manches Gehöft im Bernbiet wie im Appenzellerland hat seinen aus dem Mittelalter herkommenden Baustil bewahrt. Aber das meiste Holz hat im Laufe der Zeit ausgewechselt werden müssen. Schlimmer als das Wetter hat oft das Feuer gewütet, und wir lesen in alten Chroniken immer und immer wieder von entsetzlichen Brandkatastrophen, die ganze Dörfer und Städte zerstörten. So muß es von jeher auch in den Dörfern des Baselbiets gewesen sein. Herdfeuer und Licht wurden ungeschützt gebraucht, und schon war das Unglück da. Erfreulich ist, daß, wenn Leute wegen Feuersbrünsten in Not gerieten, die Nachbarn und Dorfgenossen, aber auch der Staat nach Möglichkeit zu helfen suchten. So lesen wir etwa in der Jahrrechnung Basels von 1523/24: «Item XL lb gebenn Henman Offenburg, so er under die armen Leut zu Meysprach, so verbrunnen sind, geteylt hat». Die Stadt sandte damals 40 Pfund Basler Währung an den Landvogt auf Farnsburg, damit dieser die Brandgeschädigten damit unterstützte. Vermutlich war diese Summe zur Hauptsache für den Wiederaufbau der Wohnungen und Scheunen bestimmt.

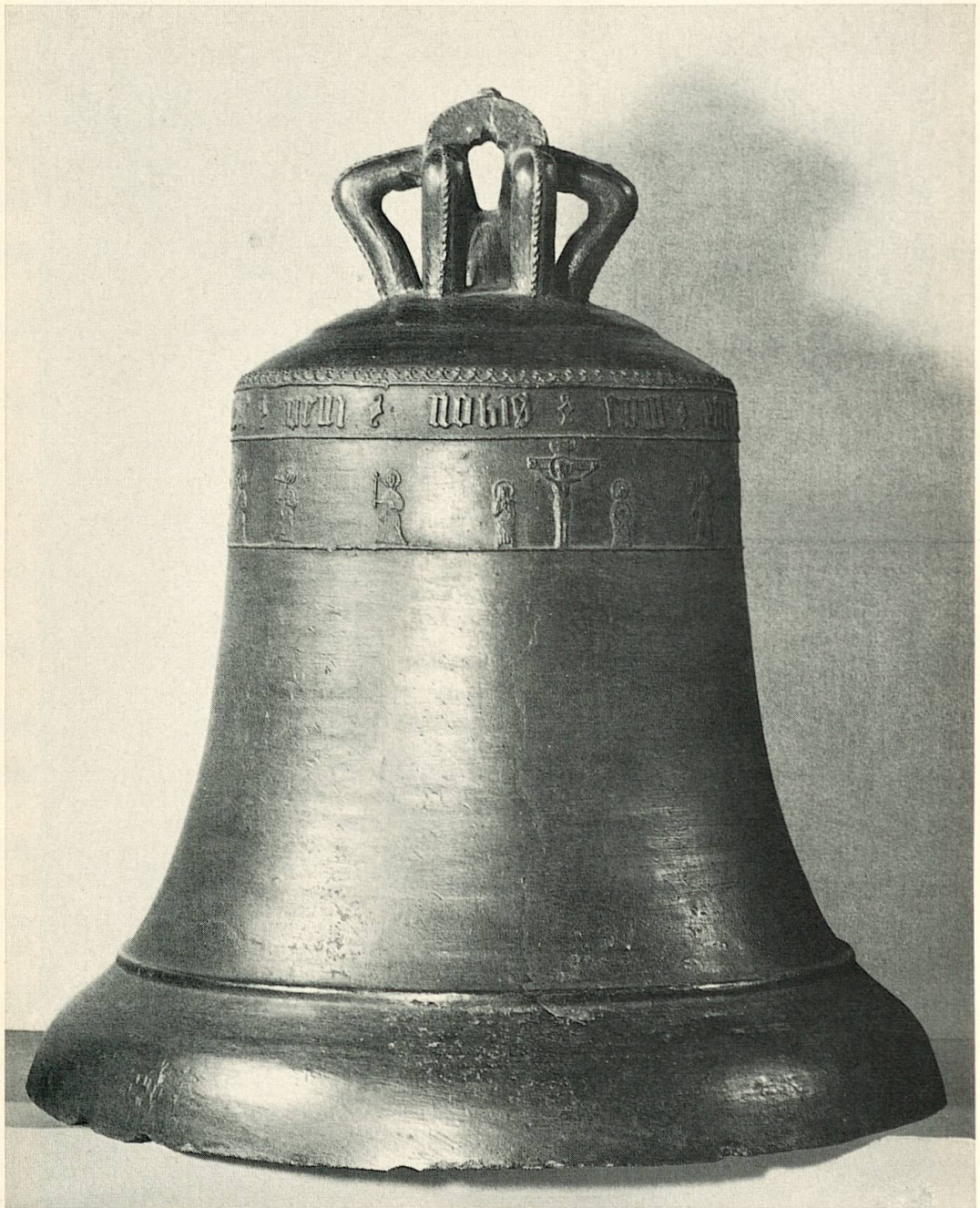
So unterlag die Mehrzahl der Bauten stetigem Wandel und erstand neu in frischem Material, ähnlich dem menschlichen Geschlecht, das sich von Generation zu Generation wandelt und doch wieder gleich bleibt. Aber manches blieb doch erhalten. Wir haben gesehen, wieviel auch in unserer engbegrenzten Landschaft aus alter und ältester Zeit bestehen blieb, und dürfen uns darüber freuen, daß so manche Epoche ihre Zeugen hinterlassen hat, die es wert sind, auch weiterhin erhalten zu bleiben. An ihnen mögen wir erkennen, daß auch unsere Vorfahren etwas leisten konnten, was sich sehen lassen darf. Ja – fast scheint es, als brächte unsere Zeit mit ihren technischen Möglichkeiten nicht das zustande, was menschlicher Geist und Wille vor Jahrhunderten zu schaffen verstanden. Wenn wir dies einsehen, werden wir gern bescheidener.

Verzeichnis der Abbildungen

- Umschlag* Ausschnitt aus der gotischen Leistendecke von 1504 in der Kirche von MuttENZ.
Photo Theodor Seeger.
- Bild 1* Chor der Kirche von MuttENZ. Photo Peter Heman 1965.
- Bild 2* Kirche in MuttENZ von der Geispelgasse her. Photo Peter Heman 1965.
- Bild 3* Kloster Schöntal. Bleistiftzeichnung eines Unbekannten, um 1835. Original im Besitz von E. und P. Hosch-Wackernagel, Binningen.
- Bild 4* Fassade der Klosterkirche Schöntal. Türsturz und Bogenfeld, entstanden 1150/1170. Photo Theodor Seeger.
- Bild 5* Schloß Pratteln. Temperabild von Emanuel Büchel 1735. Original im Besitz der Gemeindeverwaltung Pratteln.
- Bild 6* Waldenburg. Vogelschau-Skizze aus dem Feldbuch des Geometers Georg Friedrich Meyer (1645–1693). Original im Staatsarchiv Basel-Landschaft. Photo A. Meyer, Mikrofilmstelle Basel-Land.
- Bild 7* Therwil. Dorfbild mit Bauernhäusern und Bachlauf. Kupferstich des jungen Matthaeus Merian um 1620. Kupferstichkabinett Basel.
- Bild 8* Liestal um 1600. Kupferstich von Matthaeus Merian nach einer Zeichnung von J. J. Ringle.
- Bild 9* Luftbild von Liestal, von Süden her. Photo Swissair, um 1930.
- Bild 10* Münchenstein von Norden. Lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel 1738. Kupferstichkabinett Basel.
- Bild 11* Der heilige Christophorus. Um 1460. Glasscheibe aus der Kirche von Läuflingen. Historisches Museum Basel.
- Bild 12* Die Flucht nach Ägypten. Um 1475. Wandbild in der Kirche von Oltingen. Photo Peter Heman 1958.
- Bild 13* Gotische Glocke aus der Kirche von Gelterkinden, datiert 1447. Mit Christus am Kreuz, Heiligenfiguren und dem Spruch: o rex / glorie / criste / veni / nobis / cum / pace / M / CCCC / XLVII. Historisches Museum Basel.



12 Wandbild in der Kirche von Oltingen



13 Glocke aus der Kirche von Gelterkinden